Princeton University Library
32101 066393990

3442
95
383

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Wilhelm Schuſſen pseud
Wilhelm Frick

Die ſchöne Witwe

Novellen

1922
Strecker und Schröder, Stuttgart

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Strecker und Schröder in Stuttgart
Oktober 1921

Einbandzeichnung von K. Sigrist, Stuttgart
Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart

Inhalt

	Seite
Die Nachtigallenschlucht	1
Schattensonne	18
Die schöne Witwe	135
Laurokoles	195

(RECAP)

3442
.95
.383

550426

Die Nachtigallenschlucht

Herr Sprandel trat einen halben Schritt zurück und legte die Zwickschere weg. Etwas in ihm räubte sich dagegen, diese Liebesleute dort auf der ahen Lattenbank zu belauschen, auch wenn es durchus unversehens und unfreiwillig geschah. Es erhien ihm unziemlich, als alter Knabe hier am mbuschten Zaune eines Gartens zu lehnen und zeuge von Dingen zu sein, die nicht für fremde lugen und Ohren bestimmt waren. Es war unhicklich, hier zu stehen, auch wenn man als rechtäßiger Eigentümer dieses Gartens nur an den Ort ekommen war, um ein paar wilde Zweige mit er Schere abzuzwicken, Rosenknospen von Blattusen zu reinigen und den Erdflöhen den Aufentalt in den Rettichbeeten zu verleiden.

Doch da hätte er ja seine Zwickschere nicht weggen, sondern vielmehr recht laut weiterzwicken und ch zwischenhinein räuspern und schneuzen, kurz eben emerkbar machen sollen.

Und nun lehnte er regungslos am grünen Zaun nter einem Jasminstrauch und hielt den Atem an; enn es war ihm rein unmöglich, ein Glück, das er elber im geheimen begünstigte, nun jäh zu stören.

Zartgegliederte, flockige, lichtselige Lämmerwölk-

chen ſchliefen ohne jede Bewegung wie hingemalt am hohen Himmel, der in dieſer Gegend beſonders mild und innig glühte. In der Ferne ſchwanden die ſanften Linien weichgerundeter Keuperhügel mit dämmerdunkeln Wäldern hinweg. Die Sonne goß bereits ſchräge Strahlen über die Welt. In den Bäumen und Büſchen regte ſich kein Blatt; ſie waren ebenſo ſtarr und leblos wie die Garten- und Weinberghäuschen an den Hängen dieſer lieblichen Talſchlucht oder die hellen Steinmauern zwiſchen den grünen Feld- und Raſenflächen. In dem runden, vollen wolkigen Wildroſenſtrauch neben der Lattenbank ſaugten vereinzelte, nachzügleriſche Roſen himmliſches Sonnenlicht ein.

„Wie alt iſt dein Vater, Liebſter?“ plauderte Sidonie.

„Fünfzig“, gab der junge Auberlen mit glänzenden Augen zur Antwort. Er lächelte nun überhaupt immerfort, gleichviel ob ſein Lächeln zu ſeinen Worten paßte oder nicht.

„Und der deine?“ frug er mit blitzenden Augen.

„Fünfundvierzig,“ erzählte Sidonie, „und meine Mutter iſt zweiundvierzig.“ Sie ſtrich mit koſenden Fingerſpitzen über den Feldblumenkranz ihres Hutes hin, der auf ihrem Schoße lag. Künſtlicher Mohn, Kornblumen, Margueriten bildeten das Gewinde.

„Genau der gleiche Altersunterſchied wie zwiſchen uns,“ entdeckte der junge Auberlen.

„Haſt du die Photographie deines Vaters mit-

gebracht?" frug Sidonie. Sie war in diesem Augenblick von holdestem Ernste beseelt und nun eigentlich älter und wissender als ihr Geliebter, für den es außer seiner Liebe keine andere Frage in der Welt mehr zu geben schien. Sidonie neigte ihr schönes Antlitz mit der halbspitzen Nase und den festen, leise geröteten Wangen über die dargereichte Photographie. Ihr Blick war trunken, hingegeben, aber auch nachdenklich und forschend zugleich. Ihr reiches dunkelblondes Haar umspannte streng und und doch jugendlich das feste Gesicht. Der junge Auberlen hatte beinahe dieselbe halbspitze, kräftige Nase und dasselbe feste Gesicht. In dieser Hinsicht erschienen die Liebesleute fast wie Geschwister, obwohl von Verwandtschaft weit und breit keine Spur war. Auberlens Haar war um einen Ton dunkler. Er war ebenfalls breit und stämmig, und seine kräftigen Zähne blitzten herrlich in die Luft. Er lehnte die Schläfe an die des Mädchens und beteiligte sich an der Betrachtung der Photographie.

In solcher Haltung verharrte das Paar eine geraume Weile. Es war ein ergreifendes Bild, natürlich, unschuldig und völlig selbstverständlich.

Unwillkürlich dachte Herr Sprandel an seine eigene, nun Gott sei Dank längst verflossene Ehe zurück. Die große Stadt und das ganze, im tiefsten sinnlose, von kleinen, unendlich nichtigen Tageskämpfen und vergeblichen täglichen Versuchen, die hier im Grunde alles beherrschende, alleinzige, große

Langeweile und im tiefſten unerhörte Fruchtloſigkeit zu verſcheuchen, alles das ſtand jäh und wie von neuem brennend vor ihm. Er ſah an ſich hinunter und lächelte ſauer. Um ſeine Beine hingen in drolligen Wurſtfalten die nun viel zu weit gewordenen, ſpiegelnden ſchwarzen Hoſen. Die ſchwarze Weſte und der ſchwarze Rock waren ebenfalls viel zu weit und erweckten den Eindruck, als hätte er ſein Gewand ohne Anprobe vom nächſtbeſten Althändler bezogen. Er war nur froh, daß er keinen Spiegel bei ſich hatte. Trotzdem war ihm ſein kahles, gelbes Antlitz mit dem zahnloſen, klaffenden Mund, ſein dünn gewordener, ſchlaffer, häutiger Hals, aus dem der ſpitze Adamsapfel ſcharf, einſam und verlaſſen hervorſprang, nur allzu deutlich gegenwärtig. Er war natürlich auch heute glattraſiert. Er übte dieſe Gewohnheit immer noch, ſo, wie er immer noch kein anderes Gewand beſaß als ſeine ewigen Gehrockanzüge. Es war wohl auch das beſte, was er tun konnte. Ein alter Knabe, der ſich ſpät noch im Winter mauſerte, wäre das Lächerlichſte geweſen, was man ſich denken konnte.

In der Stadt aber hatte er ein ganzes, wertvolles, flüchtiges Leben lang in dieſen ewigen ſchwarzen Gehrockanzügen Erlaſſe unterzeichnet, Berichte entgegengenommen, Sitzungen geleitet und ſo fort. Was hatte man in allen dieſen zahlloſen Berichten und Konferenzen nur eigentlich getan und verhandelt? Es fiel ihm, ſo ſehr er ſein Gedächtnis auch an-

ſpannte, nun tatſächlich nicht eine einzige Handlung ein, die irgendwie als etwas Weſentliches und in der Tiefe Wertvolles hätte angeſprochen werden können; nichts, aber auch rein gar nichts von eigentlicher Bedeutung fiel ihm ein. Und doch hatte er damals, wie übrigens ſeine ganze Umgebung, alle jene zahlloſen ſchwebenden Fragen blutig ernſt genommen; heiße Köpfe hatte es um jene Fragen gegeben, und ſchlafloſe Nächte und Verdruß und Ärger die Menge, aber auch Triumph und Siegesräuſche. Wenn dieſer junge Auberlen dort auf der Lattenbank ſpäter einmal zu ſeiner Frau ſagte: „Weißt du es noch, wie wir damals auf der Bank am Roſenbuſch in der Nähe des Obſtgartens deines alten Vetters Sprandel ſaßen, dem du zu jener Zeit das Hausweſen führteſt?“, wenn er nach fünfzig Jahren dieſe Frage tat, ſo war das etwas, woran man ſich ganz ſicher erinnerte, weil es Wert und Sinn und Schickſal hatte. Aber hatte nicht auch er ſelber einſt ſeiner damaligen Braut die Bildniſſe ſeiner Eltern gezeigt? Wo war das nur gleich geweſen? Wohl anläßlich eines Beſuches? Vielleicht ſogar ebenfalls auf einer Lattenbank? Er konnte es bei Gott nicht mehr angeben! Er hätte es eigentlich alſo gleich damals füglich bleiben laſſen können . . . Aber war es nicht namentlich auch ſeine eigene Mutter geweſen, die ihm zu dieſer Verbindung geraten hatte? Auch für ſeine nun längſt tote Frau wäre es viel beſſer geweſen, wenn

er ihr nie irgendwelches Bild gezeigt hätte. Er ſchob ſeinen ſchwarzen Strohhut aus der Stirn. Schweiß ſickerte ihm durch die tiefen Hautfalten. War es denn ſo warm? Nun, das war im Grunde nicht ſo wichtig. Er hatte ſich allerdings noch einen Garten gekauft, um hier in der Einſamkeit Obſt und Gemüſe und ſpäte Roſen zu züchten, aber das konnte ſchließlich auch ſein Sohn Oskar, oder etwa dieſer junge Auberlen an ſeiner Statt beſorgen. Sein Sohn Oskar ... Nun ja, man konnte ihn zur Not in Gottes Namen laſſen, wie er nun einmal war, ſchon darum, weil ja doch nichts mehr an ihm auszubeſſern war; ſchließlich hatte der junge Mann die Haut, die ihn umgab, ſich ja auch nicht ſelber ausgewählt. Oskar war ſeit einigen Tagen auf Beſuch im Haus. Wenn er wieder in die Stadt, die zu rühmen er nicht müde wurde, zurückkehrte, hatte man gar nichts dagegen. Er war, namentlich Sidonien gegenüber, nicht ſo, wie man es wünſchen mußte. Wenn ſie ihm geſtern abend, als er ſie kindiſch, dumm, ohne jeglichen Witz beläſtigte, indem er ſich hinter der Küchentür verſteckte, wenn ſie, anſtatt aufzukreiſchen und zu weinen, ihm ein paar gehörige Maulſchellen ſtatt der Küſſe, die er haben wollte, verabreicht hätte: ſo hätte niemand auch nur den leiſeſten Einſpruch dagegen erhoben. Der alberne Menſch bildete ſich doch wohl nicht ein, daß er ſeine blöden Streiche hier im Vorbeigehen um einen weiteren vermehren könne? Wenn er zu allerhand Aben-

teuern veranlagt war, ſo hatte er das ſchließlich wieder nicht geſtohlen. Er war nun einmal das Kind ſeiner Mutter, die wieder ein Kind der ihrigen war, und ſo fort, die nun aber lange tot waren. Tote aber ſollten ihre Ruhe haben. Nur war eben gerade hier keine Luft für derlei Abenteuer. Es gab eben trotz allem immer noch da und dort auf Erden eine reine, heilige, gotteinzige, unverbrüchliche, ewige Liebe zwiſchen zwei auserwählten Menſchen, die über den Tod und alles Wiſſen hinausreichte. Und es gab trotz allem auch in unſerer Zeit noch Ehen, die von Anfang bis zu Ende in Freud und Leid ſtandhielten. Seine eigenen Eltern zum Beiſpiel waren ein ſolches Paar geweſen.

Allem nach gehörte auch dieſes Liebespaar dort, das nun ſchon eine ganze Weile Puls an Puls und Wange an Wange das Bildnis des Vaters Auberlen betrachtete, ebenfalls zu jenen Auserwählten. Sein Sohn Oskar hatte ihn noch nie um ſein Bildnis gebeten . . .

„Hier in dieſer Schlucht ſoll es viele Nachtigallen geben", erzählte Sidonie nun.

Auberlen fuhr freudig auf. „Ei was? Ich habe in meinem Leben noch nie eine Nachtigall gehört. Ich hoffe, daß wenigſtens die Dichter, die ſo unermüdlich deren ſüßen Schall beſingen, ihn in Wirklichkeit gehört haben. Bei einigen Dichtern bin ich allerdings ganz ſicher. Ich habe freilich noch nicht ſo viel geleſen, als ich es gerne wünſchte. Seit ich

hier bin, habe ich überhaupt kaum mehr Zeit dazu gefunden, weil mir vor allem die Gegend ſo ganz und gar neu war, daß ich mir vorkam, als befände ich mich auf einem neuen Erdteil, obwohl mein Geburtsort nur ein paar Bahnſtunden von hier entfernt liegt. Dieſe flache, lichte Muſchelkalklandſchaft iſt eben etwas Grundverſchiedenes von dem Tale meiner Jugend. Das Waſſer in den ſtillen Bächen iſt ein anderes, die Linien der lichten Wälder und Talwände, die Pflanzenwelt, die grellen Straßen zwiſchen den enggebauten Dörfern und Städten, das alles iſt ſo durchaus anders als bei mir daheim. Wenn mir fortan irgend jemand von irgend woher Nachricht gäbe, daß er im Muſchelkalk lebe, dann wüßte ich ſofort alles, vom Staub an den Stiefeln angefangen bis auf die Blumen in ſeinem Knopfloch. Ich hätte einmal Erdgeſchichte ſtudieren müſſen, doch ſchließlich wird auch mein Notbetrieb genügen. Die Hauptſache iſt und bleibt, daß ich dich gefunden habe, Tauſendſchatz."

Er zog die Geliebte an ſich und legte ſeine Wange an die ihre.

So ſaßen ſie wieder eine lange Weile verſunken nebeneinander.

„Horch! Das iſt eine!" behauptete Sidonie plötzlich. Sie behielt ihre hübſche, feſte Hand ſtarr in der Luft.

„Ich höre nichts", entgegnete Auberlen lächelnd und bittend zugleich, weil er ihr nun widerſprechen mußte.

„Es war nur ein kleiner Anfang, so wie wenn jemand, der ein Konzert gibt, vorher sein Instrument probiert und mit den Fingern einmal über die Saiten fährt."

„Du, du", flüsterte der junge Mann mit unterdrücktem Jubel. Er preßte beide Hände des Mädchens in die seinen und küßte sie dann, eine nach der andern. „Es ist wohl noch etwas zu früh am Tag", meinte er alsdann und sah nach der Sonne; „das heißt, nun dürfte allmählich die Möglichkeit nicht mehr so fern liegen."

Die Sonne erglühte weiß hinter einem langen, dunkelgrauen Wolkenfisch. Lange Schatten wehten über die Welt. Kühler Hauch quoll aus der kleinen Schlucht herauf, schon wie aus den ewigen Quellen der Nacht.

Herr Sprandel erhielt von innen heraus einen leisen Lachstoß. ‚Es ist Ende Juni', dachte er; ‚da ist es mit dem Feuer der Nachtigallen leider zu Ende; diese Leutchen hätten soundso viele Wochen früher an die Schlucht kommen müssen, womöglich zur Brunstzeit. Herrgott im Himmel, das wäre einmal eine Sache gewesen, wie sie nicht alle Tage passiert!' Es war zu köstlich, was solche Liebesleute da für Sondervorstellungen von Himmel und Erde und den süßen Nachtigallen erwarteten. Doch, wer weiß, vielleicht ward ihnen auch hierin noch Erfüllung. Am Ende standen diese göttlichen Nachtigallen mit solchen Liebesleuten in einem besonderen,

geheimen, unergründeten, beiden Teilen ſelber gleich unbekannten Verhältniſſe.

Herr Sprandel koſtete dieſen lieben Gedanken lange aus.

Da fiel ſein träumender Blick plötzlich auf eine ſich bewegende Geſtalt am gegenüberliegenden Hang der Schlucht. Ein niedergebückter Menſch ſchlich katzenhaft im Doppelſchatten der dichten Obſtbäume hin und überſtieg mit vorſichtigen Beinen die zu Mauern aufgeſchichteten Feldſteine, hier Steinriegel genannt.

Der Mann trug ein Jagdgewehr, das er heimlich an den Leib preßte. Seine nach außen gebogenen Beine ſtaken in rotbraunen Ledergamaſchen. Nun ward, als er eben ein abgeerntetes, fahles, freies, kleines Kleefeld betrat, auch ſein eckiges Geſicht mit der ſtark gekrümmten Naſe erkennbar.

‚Ich habe mein Arbeitszimmer doch beſtimmt abgeſchloſſen‘, dachte Herr Sprandel ſehr unwillig. ‚Ich erinnere mich ganz deutlich, daß ich den Schlüſſel zweimal umgedreht habe. Ich bin ſogar von der Flurtreppe aus noch einmal eigens zurückgegangen. Ich weiß beſtimmt, ich habe abgeſchloſſen. Wie der Menſch alſo nur ins Zimmer gekommen iſt? Nun ja, er iſt eben das Kind ſeiner Mutter. Doch diesmal bin ich wohl ungerecht. Ich habe ſelber in meiner Jugend leidenſchaftlich gejagt. Ich habe ferner von meinem eigenen Vater eine Flinte geerbt. Ich habe des weiteren neulich bei einer Ver-

ſteigerung eine zweite Flinte gekauft, weil ſie ſchön und billig war. Ich habe endlich bereits ein Wieſel und ein paar allzukecke Feldſpatzen hier in meinem Garten geſchoſſen. Ich darf mich alſo nicht wundern, wenn dem Jungen die Weidmannsluſt in den Kopf ſteigt. Nur müßte er nicht gerade verbotene Wege gehen. Das iſt eine unglaubliche Frechheit, am hellen Tage mit einem Gewehr, das einem nicht gehört, durch Gärten und Felder, die einem noch viel weniger gehören, hinzuſchleichen und zu wildern.'

Aber was war denn das? Eben ſetzte der verwegene Menſch den Feldſtecher an die Augen.

Herr Sprandel trat unwillkürlich einen Schritt ſeitwärts in den Schatten ſeines Jasminſtrauches, um Deckung zu haben.

Doch Oskar richtete nun, ohne ſich um etwas anderes rundum zu kümmern, ſein Glas ſofort ſcharf und zielſicher auf die Lattenbank neben dem wolkigen Roſenbuſch, wo die beiden Liebesleute Wange an Wange in den ſchönen Abend hinausträumten und auf den Schlag der Nachtigallen warteten.

Ein ſchwarzer Strom zuckte dem alten Herrn durchs Blut. Etwas wie eine ſchwarze Schlange ſchien ſich ihm vom Herzen in den Hals heraufzuwühlen, um ihm die Kehle abzubeißen.

Dieſer unheimliche Oskar aber ſtand immer noch, wie aus Stein geformt, an der hellen Mauer eines niedrigen Gerätehäuschens und ſtarrte durch

ſein unerbittliches Glas auf das Liebespaar am Gegenhang.

Nun ſetzte der ungeheuerliche Menſch den Feldſtecher ab, nickte kurz vor ſich hin und ſchlich die Böſchung eines kleinen Weges entlang. Es war fabelhaft, mit welch unheimlicher, katzenhafter Sicherheit er unter den runden Apfelbäumen dahinwehte!

‚Wo er das alles nur gelernt hat?‘ dachte Herr Sprandel, dem ein kalter Schauer nach dem andern über den Rücken lief. Nun aber fiel ihm plötzlich ein, daß er hier im Gartenhaus ebenfalls eine geladene Flinte und einen Feldſtecher an der Wand hängen habe. Jäh trat er von ſeinem Zaune weg. Dann war er in ein paar Sätzen, die ihm kein Menſch mehr zugetraut hätte, in der kleinen Hütte und ebenſo ſchnell wieder am grünen Hag unter dem Jasminſtrauch.

Beim dritten Steinriegel, von der Sohle der Schlucht an gerechnet, machte Oskar halt. Hier legte er ſich platt auf die Erde und begann behutſam an der Steinmauer zu arbeiten.

Herr Sprandel ſchob den ſchwarzen Strohhut ſo weit zurück, daß dieſer nun hintenüber ins Gras fiel und ſein gelber Schädel mit den dünnen, weißen Haaren grell ins Licht ſtürzte. Er ließ den Hut liegen, wo er lag, und ſetzte mit zitternden Fingern den Feldſtecher an. Oskar ſchob eben eine Steinplatte beiſeite. Er ſchuf ſich offenbar eine Art Schießſcharte . . .

‚Herrgott im Himmel! Er wird doch nicht —!‘ dachte Herr Sprandel sofort. ‚Jäger hat es in meiner Familie allerdings gegeben, aber keine Wilderer oder gar —?‘ Er bäumte sich mit verzweifelter Kraft gegen ein Wort auf, das ihm nun jählings auf die Lippen sprang. ‚Mörder hat es keine gegeben. Auch in der Familie meiner Frau hat es keine gegeben,‘ setzte er, wie gegen jemand mit Worten kämpfend, hinzu. — Was der entsetzliche Mensch eigentlich wähnte? Er wußte doch, daß Sidonie dem jungen Auberlen sich versprochen hatte. Was wollte er denn nun?

Was Herr Sprandel in dieser Sekunde alles umspannte, waren drei, vier und mehr Menschenschicksale zugleich. Er sah sich selber wie in einem Wetterleuchten vom Knabenalter an bis herauf in die Mannes- und Greisenjahre, sah seine Frau als Braut und als Tote, sah dieses grenzenlose Liebespaar plötzlich von der Bank sinken und im roten Blute zucken, sah etwas wie einen dunklen Riesengalgen, an dem der größte aller Verbrecher, den es je gegeben, mit dem Kopf nach unten, hoch über allen Welten hing . . .

Schon hatte er sein Gewehr an die Wange gerissen. Zuerst hielt er mitten auf die Stirn des Mörders. Dann erst kam ihm der Gedanke, auf dessen Hand zu halten, um ihm mit einem Schuß die Finger zu zerschmettern. Doch es war ja alles Wahnsinn, was sich da zutrug. Im nächsten Sekunden-

teil war alles entſchieden. Und nichts mehr hatte dazwiſchen Raum, weder eine Hoffnung, noch ein Zufall, oder ſonſt irgend etwas.

Oskar hatte das Gewehr auf dem Steinriegel aufgelegt und zielte kalt wie ein geborener Verbrecher.

Das Ziel war klar und ſicher... Quoll nicht ſchon Blut aus der grünen Schlucht, das nun die grünen Bäume und Hänge und alles Land in Fluch und Schrecken tauchte?

Aber da taſtete nach der Flinte des Herrn Sprandel plötzlich ein letzter Abendſonnenſtrahl, der hier groß und grell aufflackernd abprallte. Dem Schützen aber ſchien es, als ſpränge ein Blitzſtrahl an den Flintenlauf, und auf deſſen Korn glitzerte nun etwas wie ein fabelhafter, verrückter Stern mit durcheinanderhüpfenden Stachelſtrahlen oder dergleichen ... Wenn ſein Schuß jetzt nicht geſchah, hatte die Hölle das Spiel gewonnen. Das Sperbergeſicht des Verbrechers über dem Steinriegel begann bereits in roten Blutwogen wie ein Kork auf und nieder zu ſchaukeln. ‚Heiliger Gott', dachte Herr Sprandel. Dann vernahm er noch ganz deutlich, wie plötzlich eine Amſel zu einer kraftvoll dahinrollenden Strophe anſetzte. „Eine Nachtigall", hörte er Sidonie noch aufjubeln ...

Dann war es ihm, als wenn Oskar nun doch ſein Ziel änderte, den Verbrecherkopf plötzlich nach der wahnſinnigen Stachelſonne heraufdrehte, die

immer noch über seiner Flinte tanzte und dann jäh den Lauf gegen den seinigen richtete! Nun aber flatterten plötzlich große, schwarze Flecke vor seinen Augen, und Übelkeit durchschnitt ihm den Leib. Und endlich sah er so etwas wie eine zerfetzte, knochige, gelbe, blutige Hand. Er mußte sich nun tatsächlich besinnen, was denn eigentlich geschehen war. Er saß also jetzt nach dem Schußwechsel mit einer zerschossenen Hand auf dem Boden am Gartenzaun. Er war offenbar eine Weile vollkommen bewußtlos gewesen. Richtig, dieser rasch entschlossene teure Oskar hatte ihm offenbar eine Kugel durch den Kopf jagen wollen, aber dann nur die Hand getroffen. Die verrückten Reflexlichter auf dem Flintenlauf hatten wohl die Aufmerksamkeit des Wegelagerers nach dem Gartenzaun gelenkt. . . Herr Sprandel schüttelte sich die Dunkelheit aus den Lidern. Vor ihm knieten die beiden Liebesleute. Er lächelte krampfhaft.

„Wir wollen den Notverband doch lieber in der Hütte anlegen", sagte er. „Hoffentlich habe ich euch Leutchen mit meiner Schießerei nicht allzusehr erschreckt. Ich habe nach einem Sperber geschossen", fügte er aufatmend hinzu, als er merkte, daß das Paar nicht die geringste Ahnung vom eigentlichen Sachverhalt hatte und die ganze Ursache des Zwischenfalls nur in nächster Nähe gesucht hatte; „ich muß mich dabei allerdings furchtbar ungeschickt benommen haben; ich bin wohl nach dem ersten

Schuß entweder am Sperber oder am eigenen Mut erſchrocken und habe dann wohl in der Aufregung aus eigenem Blut ins eigene Blut geſchoſſen; alte Leute ſollten ihre Flinten entſchieden lieber an der Wand hängen laſſen; von den jungen aber will ich gleich gar nicht reden."

„Wir haben zum guten Glück gerade vorher noch eine Nachtigall gehört", erzählte Sidonie, um etwas Liebes zum Troſte des verunglückten alten Herrn Vetters zu ſagen, und Auberlen beſtätigte die Tatſache mit leuchtenden Augen.

„Das iſt zu dieſer Zeit immerhin eine gewiſſe Seltenheit", meinte Herr Sprandel, den Schmerz verbeißend.

Die Liebesleute tauſchten einen ſeligen Blick.

Dann wurde die Hand im Gartenhäuschen mit großer Trauer notdürftig verbunden.

„Wir gehen durchs untere Gartentor; wir kommen von dort bequemer heim. Nachtigallen aber hören wir nach meiner Schießerei ja doch keine mehr. Seid ſo gut und ſchließt einſtweilen unten auf. Ich habe meine Zwickſchere noch oben in einem Winkel liegen."

„Kann ich ſie nicht für Sie holen?" bat der junge Auberlen.

„Nein, bleiben Sie nur ſchön bei Ihrer ... Braut. Man darf das Wort ja doch wohl bald im Munde führen?"

„Ich hoffe", ſagte Auberlen verklärt und legte

den Arm um ſein Mädchen, das nun plötzlich weinend an der Schulter des ſtämmigen Burſchen lehnte. —

Als Herr Sprandel oben die kleine Schlucht überſpähte, ſah er auf einmal eine ſeltſam erregte Geſtalt eben über einen hohen Steinriegel hinwegſpringen. Gott ſei Dank, er lebte alſo noch ... der Unſelige! Vielleicht rannte er nun an den Fluß im Tale unten, um die Gewiſſenslaſt in irgendeinem bodenloſen Gumpen zu begraben; vielleicht floh er auch in die Welt hinaus, um ſeinem dunkeln Schickſal, das er ja nicht allein erfunden hatte, zu folgen.

An der zerſchmetterten Hand des Herrn Sprandel fraß der Schmerz wie ein toller Wolf. Aus fernen Gärten aber ſcholl nun ſchon wieder funkelnder Amſelgeſang herauf.

‚Das werden die Liebesleute ſicher noch einmal für Nachtigallenſchlag halten', dachte Herr Sprandel trotz der Schmerzen in unſäglicher Ergriffenheit vor ſich hin.

Schattensonne

Engelbert Luithard blieb jäh stehen. Frösche quarrten vereinzelt in dunkelklarem, warmem Moorwasser. Ein Rohrsängerpaar trug mit erregender Unablässigkeit einen Zwiegesang vor, der wohl vor Abend nicht mehr zu Ende ging. Über der weiten, endlosen Einsamkeit zitterte hochsommerliches Lichtgeflimmer.

Im ausgestochenen Neugrund des Gmelinschen Torfmoorbesitzes stand eine kleine, wettergefärbte Hütte aus Schilf. Eine Elster setzte sich darauf und flog rasch wieder weg. An der dem Beobachter zugekehrten Schilfwand hing ein sprühweißer Panamahut mit violettglühendem Band.

„Seyderhelm", entfuhr es Engelbert Luithard unwillkürlich, und ein leiser, drolliger und doch nicht abzuleugnender Schreck griff ihm an die Brust. Hatte er sich nicht den linden, einsamen Weg hindurch in Gedanken eben mit diesem Seyderhelm beschäftigt? In jäher Gedrängtheit sah er noch einmal alles vor sich:

Seyderhelm saß mit einigen auswärtigen Freunden im Schloßbräuhaus. Sie sprachen von Musik, stritten scherzend über Richard Wagner, glühten einträchtig für Beethoven. Alwine stand bei ihnen am Tisch,

ihre ſanften, weißen, jungen Hände ruhten auf der Lehne eines weißen Gartenſtuhles. Engelbert Luithard erinnerte ſich in ſchärfſter Genauigkeit der leiſe geſchwungenen Form der vierſproſſigen Stuhllehne. Alwine trug ein helles Sommerkleid mit ſchattenblauen Tupfen und ſchwarzem Gürtel mit niederhängenden Schleifenenden, ſchwarze Strümpfe und ſchwarze Halbſchuhe mit großen ſchwarzen Maſchen. Herr Gmelin, ihr Onkel, lehnte mit aufgeſtützten Ellbogen am Gartenzaun.

Er ſelber ſaß allein, an einem kleinen, abſeitigen, ungedeckten, leeren Tiſche. Er war damals bereits ſeit einigen Jahren Buchhalter im Schloßbräuhaus.

Seyderhelm feierte in dieſen Tagen ſeinen Einzug, und ſchon einige Wochen darauf übernahm er die Oberleitung des geſamten Gmelinſchen Anweſens, der großen Schloßbrauerei, der dazu gehörigen ausgedehnten landwirtſchaftlichen Güter, der beträchtlichen Torfgründe. Er hatte als Sohn eines kinderreichen Hofbeſitzers auf der landwirtſchaftlichen Akademieſtudiert. . . Trug er nicht an jenem Tage eben dieſen Panamahut? Nein, damals war das Band jedenfalls grün. Wie genau und mit welch fliegender Inbrunſt das Gedächtnis das alles wieder aus der Vergangenheit heraufhob!

Engelbert Luithard entſchloß ſich, ſofort umzudrehen und auf dem ſoeben zurückgelegten Fußpfad über Moor, Wald, Waſſerſcheide und Wieſengrund nach Hauſe zu wandern. Zwar war es ſelbſtver-

ſtändlich auch möglich, daß der Hut an der Schilfwand irgendeinen andern Beſitzer hatte. Es war durchaus nicht notwendig, anzunehmen, nur gerade der Schloßbräuhausverwalter trage ſolchen Kopfſchmuck. Soviel er zufällig gehört hatte, war Seyderhelm heute mittag mit der Bahn an den Bodenſee gefahren; aber vielleicht hatte er auch falſch gehört. Vielleicht hatte Seyderhelm ſeinen Plan auch hinterher wieder geändert, und vielleicht befand er ſich alſo tatſächlich in dieſer Hütte und ſchlief hier ein Weilchen über die heißeſten Nachmittagsſtunden. Freilich erſchien es faſt verwegen, zu denken, daß auch er heute ausgerechnet das todeinſame, glutheiße Moor zur Erholung aufſuchte. Noch vor Sekunden hatte Engelbert Luithard ſich ohne weiteres für das einzige Menſchenweſen in der endloſen, flimmernden, topfebenen, von unendlicher Bläue umſpannten Runde gehalten. Die wenigen Torfarbeiter waren ja herzlich froh, die glühende, weltverlorene Stätte harter Wochenarbeit über den Sonntag meiden zu können; die andern Stände aber ſuchten heute die Kühle der ſtadtnahen, tiefen Wälder auf und warnten ihre Sprößlinge regelrecht vor der wegen ſeiner giftigen Vipern verrufenen, am Rande einer anderen Welt ruhenden, ſchweigenden, dunkeln Mooreinſamkeit.

Die Hütte im Abſtich enthielt eine Wandbank, einen kleinen Pfahltiſch, einen Winkel für Gerätſchaften, ein Lager aus gedörrten Torfmooſen, auf dem ſchon ſo mancher übermüde Tagwerker nach

Mühe und Sonnenglut trotz Moordünſten und Vipern-gefahr die Nacht verbracht hatte, um den weiten Doppelweg zwiſchen Arbeit und Herd zu erſparen.

Engelbert Luithard ſtellte ſich nun das Lager bis ins einzelne vor. Er ſah in Gedanken den vornehmen ſeltenen Schläfer in weißen Hemdärmeln, einer ſeidenen, bunten Kragenbinde, das breite, volle Geſicht in leiſer Bläſſe glühend, die tiefdunklen Augen geſchloſſen, auf dem kunſtloſen, ſchwellenden, linden Moosbett. Er behielt ſeinen Blick noch eine ſeltſam erregende Sekunde lang in der Richtung der Hütte und wollte ſich eben umwenden, als jäh und ganz grenzenlos unvermittelt über den Zwiegeſang der nimmermüden Rohrſänger hinweg ein grell aufflatterndes Frauenlachen an ſein Ohr ſchlug.

Aber was ging ihn das alles an?

Schließlich hielt irgendein fremder Wanderer, etwa ein Maler aus dem Unterland oder ſonſtwoher hier Raſt. Die Gegend war lange nicht mehr ſo unbeleckt, wie man fälſchlich anzunehmen gewohnt war. Es mußte einen überhaupt wundern, daß die einſame, unberührte Schönheit dieſes großen Moores nicht längſt von Malern, Dichtern und Naturfreunden in Schwärmen beſucht wurde. Vielleicht war das vermeintliche Lachen irgendein Naturſpuk. Dieſe brütende Einſamkeit war von den ſeltſamſten Launen Pans erfüllt. Ganz richtig, es gab auch Maler, die Ehefrauen und Kinder hatten. Wie? wenn nun hier irgendein herumſchweifender, kommender, großer

Künſtler mit Frau und Kind auf der Wandbank im Innern der Hütte am Tiſche ſaß? Man konnte die heiligſte Familie in dieſe Einſamkeit verſetzen, Joſef und Maria und das göttliche Kind auf dem reinen, linden Lager ſonngedörrter Torfmooſe, wenn man ſelber rein und heilig genug in Gedanken war.

Aber da geſchah etwas, das die verwegenſte Traumkraft zuſchanden machte.

Engelbert Luithard war nicht einmal mehr imſtande, ſich umzudrehen oder glatt auf die Erde niederzulegen, wie er es einen Augenblick im Sinne hatte.

Der Schilfrohrhütte entſchlüpfte indeſſen ein Frauenweſen.

Es war die „ſchöne Frida", wie ſie im Schloßbräuhaus genannt wurde, eine der Hausmägde, ein Mädchen mit braunem, reichem Haar, braunen Augen, breitem, vollem Geſicht, kurzer, breiter Naſe, dickem Hals und runden Schultern.

Sie warf trällernd die vollen Arme in die flirrende Sonnenluft und floh in wildem Wirbel vor ihrem Häſcher.

Seyderhelm trug eine geblümte, modiſche Phantaſieweſte, die in dieſem Augenblick zu wunderlicher Wirkung kam. Er rannte puſtend, hocherregt, verzerrt lächelnd, Atem ſchöpfend der Fliehenden nach. Er ballte die Fäuſte, ſtraffte alle Muskeln bis zur letzten Möglichkeit. Plötzlich aber fuhr ihm etwas wie ein Schuß in die Bruſt. „Unerhörter Frechling", knurrte er endlich durch die Zähne.

Da wich auch von Engelbert Luithard der Bann. Seine Glieder gehorchten ihm wieder, und er beſaß nun die Macht, ſich umzudrehen und langſam, immer noch innerlich taumelnd und ſchwankend zurückzuwandern, den Wald zu erreichen, die Waſſerſcheide, die Bachquelle, den bunten Angergrund, das kleine, väterliche Häuschen neben der Gmelinſchen Villa.

Er ſchwur, das Moor, ſolange er auch lebte, Sonntag nachmittags nie wieder zu betreten.

*

Das Schloßbräuhaus thronte auf einer kleinen Anhöhe über der Straße. Es war der Reſt einer einſtigen Herrlichkeit der Grafen von Soundſo, einem altadeligen vergeſſenen Geſchlecht mit Hahnenfedern im Wappenhelm. Der Bau beſtand aus einer weitgeſpannten, lichten Front, aus deren Fenſtern die würzigſüßen Dämpfe der Siederäume rauchten, und zwei prunkfrohen Barockflügeln, die einen geräumigen Hof umrahmten, worin große dunkle Fäſſer wuchteten und die vielen Bierwagen aus- und einfuhren. Die Flügelgiebel zierten luſtvoll geſchwungene Voluten; von ihren Kreuzſtöcken aus überſah man den nahen, weiten, flachen Angergrund, einen ſilbern erglitzernden Waſſerfaden, den dunkelglühenden Spiegel des Rohrweihers, die ſtufenförmig anſteigenden Höhenwälder, ſchon die Vortreppen zum Schimmer der Schneeberge. Von den ovalen, obern Fenſtern aus aber erreichte

der Blick wohl Hunderte von flachen, blumigen Talschüſſeln und erglühenden Weiherſpiegeln zwiſchen den dunkeln, buchendurchmiſchten Höhenwäldern.

Das Häuslein des alten Luithard über dem Angerbach, das wie ein Spielzeug neben dem neuen Erkerhaus des Herrn Gmelin in demütiger Verſunkenheit ruhte, ſah man ſchon von den unteren Gitterfenſtern der Flügelgiebel aus.

Den Giebel des Oſtflügels ſchmückte ein Scheinportal mit Pilaſtern, über welchem noch das gräfliche Wappen prangte. Hier waren die gewölbten Räume der Schloßwirtſchaft.

Im Weſtflügel lagen die Schreibſtuben.

Engelbert Luithard ſtand an einem großen, alten Schreibpult, ihm gegenüber arbeitete Neumaier. Nebenan war ein mit alten Stichen und altem Gerät ausgeſtatteter gewölbter Raum, worin Herr Gmelin von Zeit zu Zeit ſich aufhielt. Daran ſchloß ſich das Zimmer des Verwalters Seyderhelm.

Neumaier ſtreifte ſeinen Kollegen Engelbert Luithard mit einem lauernden Auge. Er wog in dieſem Blick gleichſam ſein Gegenüber. Er hatte ein kahles, ſchmales Geſicht und dunkeln Wangenbart, deſſen Endränder ſcharf raſiert waren.

„Der Alte ſoll auswärts ſein, wahrſcheinlich um ein Türkenſchwert aus der Zeit Prinz Eugens oder Ähnliches zu kaufen", ſagte Neumaier wie nebenbei. Er duckte ſich gegen ſeinen Pult nieder und blinzelten den Kollegen von unten herauf an.

„Wen meinen Sie?" fragte Engelbert Luithard ohne aufzusehen.

Neumaier vertiefte sich einige Sekunden lang spöttisch in die Figur seines rastlos arbeitenden Nachbarn. Dann fuhr er fort: „Es war höchste Zeit, daß er einen Fachmann als Verwalter berief, ehe das Schloßbräuhaus als Altertum ins Grundbuch zu stehen kam. Kennen Sie Herrn Seyderhelm von früher?"

„Nein", antwortete Engelbert Luithard kurz.

„Nun, ich dachte nur . . . da Sie doch auch studiert haben."

„Ich habe die Lateinschule des Ortes besucht. Das ist alles. Doch das wissen Sie ja wohl bereits", erklärte Engelbert Luithard.

„Ich habe eigentlich gar nichts gelernt und bin trotzdem nun schon seit zwei Monaten Buchhalter dieser Schloßbrauerei", meinte Neumaier launig. Er legte den Federhalter weg, setzte sich in den Drehstuhl, schlug die Beine übereinander und vergrub die Hände in den Hosentaschen. „Manchmal packt mich bereits wieder eine gewisse Wanderlust. Die Welt ist so weit, und es gibt so vielerlei darin zu sehen und zu hören. Hier ist's ein bißchen einsam und langweilig. Finden Sie das nicht auch? Man versauert und verbauert hier ein bißchen. Es ist nichts los; kaum einmal ein Tänzchen. Am Sonntag wollte ich Ihr Fräulein Schwester Sophie zu einem Kränzchen abholen. Leider habe ich einen Korb erhalten. Also habe ich eben in ortsüblicher Weise gekegelt von mittags drei bis

nachts drei, genau zwölf Stunden, ohne Unterbrechung. Wo waren denn Sie?"

Engelbert Luithard bekam einen feuerroten Kopf. „Warum fragen Sie?"

Neumaier zog die Hände aus den Taſchen; dann klatſchte er nachläſſig die Finger der Rechten gegen die linke Fauſt. „Nun, ich meinte nur", ſagte er und gähnte.

„Ich habe einen Spaziergang gemacht."

Neumaier kletterte vom Stuhl und ſchritt im Zimmer auf und ab, indem er ſein von Geburt an etwas ſchadhaftes linkes Bein leiſe nachzog. „So, ſo", meinte er gleichgültig. Er ſtellte ſich ans breite Geſimſe des Gitterfenſters. Schwalben flogen über den Firſt des Oſtflügels. Der Oberbrauer rief laut eine Reihe Faßnummern den Bierführern zu. Die ſchöne Frida ſtolzierte in der Schürze über den Hof.

Neumaier öffnete einen Fenſterflügel. „Guten Tag, Fräulein Frida." Er erging ſich in einer leichten Verbeugung. „Ein blitzſauberes Ding, dieſe Frida", erklärte er dann, indem er ſeinen Kollegen Engelbert Luithard mit einem Blick, aus dem verhaltene Bewunderung und jähe Feindſchaft lohten, umfaßte.

„Meinetwegen", verſetzte Engelbert Luithard kurz und ein für allemal.

„Nun, ein Heiliger ſind Sie doch wohl auch nicht, und ein hübſches Kind als ſolches anzuerkennen, iſt wohl kein Verbrechen. Sie hätten Pfarrer werden oder ins Kloſter gehen ſollen. Habe ich Ihnen übrigens

ſchon erzählt, daß ich eine Zeitlang Laienbruder in einem böhmiſchen Kloſter war?"

„Dieſen Bären können Sie einem andern aufbinden", meinte Engelbert Luithard gelaſſen.

„Auf Ehre", ſchwur aber Neumaier. „Fünf ganze Monate; wenn Sie überhaupt wüßten, wie mich das Leben ſchon gekatzbalgt hat, bis ich hier an dieſen hochfeudalen Schreibpult kam, wären Sie ſicher ein bißchen kameradlicher zu mir."

„Bin ich denn nicht kameradlich?"

„Ach, ja; ich beklage mich ja auch nicht. Aber ſehen Sie, daß ich mir am Sonntag einen Korb geholt habe, iſt wohl auch ein bißchen Ihre Schuld."

Engelbert Luithard ſchwieg. Er hätte dem jungen Mann ſagen können, daß ſeine Schweſter Sophie kein Mädchen ſei, das man nur ſo tanzen führe.

In dieſem Augenblick ging die Tür auf.

„Guten Tag", grüßte Herr Gmelin. Er hatte den Hut in der Hand. Sein Geſicht erweckte den Eindruck, als denke er an etwas Fernliegendes. Sein auffallend reiches, gut erhaltenes volles Haar war ſilberweiß, ebenſo ſein Schnurr- und Kinnbart. Er beugte ſich in der Tür gewohnheitsmäßig leicht nieder; denn er war von hohem Wuchs. Ihm folgte ſeine Nichte, Fräulein Alwine Gmelin, ſeit dem jähen Tod ihrer Mutter nun alleinige Erbin des Schloßbräuhauſes, ſowie des Vermögens ihres Onkels. Sie beſaß ein etwas ſchmales Geſicht, große Wimpern und dunkle

Augen. Sie trug ein duftiges, weißes Kleid mit breitem, geblümtem Seidengürtel.

„Ist Herr Seyderhelm da?" fragte Gmelin und schritt, ohne eine Antwort abzuwarten, zur Tür.

Alwine grüßte Engelbert Luithard im Vorübergehen.

„Guten Tag, Fräulein Alwine", dankte er.

Als die Tür sich hinter den beiden Angekommenen schloß, flüsterte Neumaier, indem er sich wieder gegen seinen Pult niederduckte und ein Gaunergesicht herüberdrehte: „Ich hatte sicher geglaubt, der Alte sei mit dem Zug fort, um einen Keltensäbel oder einen alten Weihrauchkessel oder irgend etwas Ähnliches einzuschachern. Doch des Menschen Wissen ist Stückwerk, wie ich wieder einmal deutlich sehe."

Nach dieser Bemerkung schrieb er, solange Tinte in der Feder war. Ehe er neu eintunkte, fragte er leichthin, beiläufig, mit merklich erkünstelter Einfalt: „Kennen Sie das gnädige Fräulein von lange her?"

Engelbert Luithard hob den Kopf und sah dem Frager stumm ins Auge.

„Nun, ich meinte bloß."

„Das gnädige Fräulein war naturgemäß viel bei ihrem Onkel, und da dessen Haus dicht neben dem unserigen steht, so kannte man sich selbstverständlich", gab er sachlich zur Antwort.

„Selbstverständlich", meinte auch Neumaier. Er sprach das Wort wie ein bejahrter, gemessener, ernster Mann aus.

Unterdeſſen betrat Engelberts Vater, der alte Luithard, den Raum. Er grüßte kurz und offen. Er war hemdärmelig. Sein kahles Antlitz war ſonngebräunt. Die Hoſen ſtaken in Rohrſtiefeln.

„Iſt Herr Gmelin auf ſeinem Zimmer?“ fragte er.

„Die Herren halten Konferenz“, behauptete Neumaier.

Doch der alte Luithard klopfte bereits unbekümmert an die Tür. Er ſtand ſchon unter dem älteren Bruder des Herrn Gmelin im Schloßbräuhaus in Dienſten und hatte ſich nach deſſen Tod unter der verwitweten Beſitzerin allmählich zu einer Art Vertrauensmann und Lenker des landwirtſchaftlichen Betriebes aufgeſchwungen. Von Haus aus ein gelernter Schuhmacher, hatte er ſeinerzeit die Gelegenheit gern wahrgenommen, die enge Stube mit einem ihm mehr zuſagenden Dienſte in freier Luft zu vertauſchen. Er ſtammte aus einer vielköpfigen Kleinbauernfamilie und hatte ſchon als Schuhmacher während der Ernte aushilfsweiſe im Schloßbräuhaus getagwerkt. Als ihm dann die Gutsbeſitzerin das Häuschen überm Angerbach, wo er nebenher noch ein paar Ziegen halten und einen kleinen Obſtgarten anlegen konnte, zugleich mit einer Dienſtſtelle anbot, hatte er, den es ſeit dem Tod ſeiner Frau ohnehin nicht mehr recht auf dem Rappen litt, gern eingewilligt. Überdies bot der neue Dienſt weit mehr Ausſicht auf ein gutes Fortkommen. Seine Frau war die Tochter eines Landjägers geweſen, deſſen Vater aber ein mittlerer

Beamter auf der Eisenbahn. Ihren Sohn Engelbert einmal studieren zu lassen und ihn der Beamtenlaufbahn zuzuführen, war einst ihr größter und innigster Wunsch. Wenn sie, als Engelbert die örtliche Lateinschule hinter sich hatte, noch gelebt hätte, wäre es sicher anders gekommen. Vater Luithard hingegen war von jeher ein Feind allzukühner Pläne. Also hatte er auch von seinem Sohne verlangt, den Sperling in der Hand der Taube auf dem Dache vorzuziehen und als Buchhalter ins Schloßbräuhaus einzutreten. Übrigens, wer konnte wissen, was einem bescheidenen fleißigen Menschen noch alles in der Welt blühte? Es schadete jedenfalls gar nichts, wenn der junge Mann unter seinen Augen groß wurde. Die einzige Tochter Sophie war ebenfalls am Platz im Dienst. Annemei, seine ältere, ledige Schwester, versorgte das Häuschen im Angergrund, den Garten und die Ziegen. So war alles im Bereich seiner Sinne und seines wachen Herzens. Seit Jahren drehte sich sein Leben und das seiner Familie in diesem engen und doch im Grunde so weiten, lichten Kreise. Er liebte das große Schloßbräuanwesen in gewissem Sinne wie sein eigenes, jeden Acker und jedes Wiesenstück; den großen stolzen Bau mit den aufgefrischten schmucken Giebeln beinahe wie sein eigenes Häuschen über dem Silberfaden im Talgrün. Das Leben war im Grunde schön, heilig und voll. Er war schon sehr unglücklich, aber im Ernst noch keine Minute unzufrieden gewesen. Droben über dem

Städtchen lag der Friedhof; noch von dort aus würde er dereinst an der Seite seines toten Weibes ein Auge vom andern Ufer auf dieses stolze Schloßbräuhaus senden, auf die blumigen Wiesen im Angergrund und am Rohrweiher, auf die Äcker überm Tal, auf das einsame dunkle Moor, auf die Bierfuhrwerke auf allen Straßen der hohen, lichten Landschaft, auf die Ernte- und Torfwagen und alles andere, ein wachsames, verliebtes, segnendes Auge.

Neumaier sah seufzend auf die Uhr. „Die Zeit ist ein Faultier", sagte er. Dann stierte er durchs Fenster und verfolgte schließlich die im Blauen dahinwehenden Schwalben.

Nach einer Weile trat der alte Luithard rasch, fast unwirsch und etwas verwettert aus der Tür.

„Schwer ist das Leben, schwer", witzelte Neumaier gähnend.

„Junge Leute wissen noch nicht allzuviel davon", meinte der alte Luithard mit einer gewissen Aufmunterung im Ton, die indessen mehr ihm selber zu gelten schien.

Dann ging er.

„Ihr Alter hat wenigstens immer einen guten Humor."

„Das hat er Gott sei Dank", nickte Engelbert Luithard.

Jetzt klingelte der Fernsprecher.

Neumaier führte den Hörer ans Ohr. Er antwortete immer nur: „Ja, ... nein, ... sehr gut, ...

bitte ſehr, . . . da ſchau, . . . jawohl, . . . ſelbſtverſtändlich, . . . ausgeſchloſſen"; aber man fühlte deutlich, daß es ſich um irgendeine eigenſte und geheime Angelegenheit handelte.

Indeſſen erſchienen Herr Gmelin, Fräulein Alwine und Seyderhelm in der Tür.

Seyderhelm forderte die Dame auf, voranzutreten. Man merkte es dem breitſchulterigen, triebhaften, geſunden jungen Manne an, daß Alwinens erblühende Unſchuld und vollkommene Natürlichkeit ihn in dieſem Augenblick ganz und gar durchglühten.

Das Fräulein erwiderte launig ſeine etwas geſchraubte Höflichkeit und trat mit geziertem Schritt über die Schwelle.

Engelbert Luithard ſchrieb ohne Unterbrechung. Trotzdem hatte er in einem unwillkürlichen Blick das alles in ſich aufgenommen. Nun fühlte er, wie ſein Geſicht ſich rötete, und das aufſchießende Blut ihm den Hals zuſchnürte. Seine Hände bebten; die Feder hüpfte ihm über dem Papier auf und nieder. Der Pult erzitterte. Die Gegenſtände darauf hüpften mit. Er ſah ſich gezwungen, die Feder wegzulegen. Er griff krampfhaft nach dem Taſchentuch, um ſich den in Perlen ausbrechenden Schweiß von der Stirn zu wiſchen.

Herr Gmelin bemerkte von alldem nichts. Er nickte verſonnen vor ſich hin, als wollte er ſagen: ‚Recht ſo, meine Herren, ich freue mich, daß Sie ſo fleißig ſchreiben und telephonieren und darauflosrechnen; recht ſo; ich bin ſehr zufrieden.'

Alwine berührte den verwirrten Engelbert Luithard mit einem kameradlichen, leicht erstaunten und doch mädchenhaft forteilenden Auge.

Seyderhelm erschrak fürs erste. Er hatte den jungen Luithard seit dem vergangenen Sonntag absichtlich gemieden. Er hatte gleich über Nacht den Plan erwogen, die besondere Sache, in die er eigentlich mehr durch Zufall und die Blutsüberwallungen eines heißen Tages, als aus Bedacht und Willen geraten war, gütlich beizulegen. Er hatte diese goldbraune Frida, die dem Schloßbräuhaus allmählich gefährlich zu werden begann, bereits dahin gebracht, daß sie einwilligte, ihr Bündel zu schnüren. Er war an diesem Sonntagnachmittag ehrlich entschlossen gewesen, im Schnellzug an den See zu fahren; aber da hatte er diese verführerische Schöne, die ihn immer schon mit ihren glühenden Augen im geheimen quälte und reizte, im Angergrund unter einem mohnroten Sonnenschirm allein wandeln sehen. Er war dann, eigentlich wider sein inneres Licht und besseres Wollen, fürs erste aus reiner, sonderbar erregender Neugier und Abenteuerlust diesem aus dem grünen Plane funkelnden roten Flecke die Talhöhe entlang nachgegangen. Als er aber einmal oben vor dem Wald stehen geblieben war, hatte sie ganz deutlich zu ihm heraufgeblickt.

Sie hatte ihn also bemerkt.

Nun reizte es ihn erst recht, zu wissen, wohin sie nun wandelte.

Sie ſchlug den Weg über die Waſſerſcheide ein und durchquerte dann das ſchmale Buchengehölz vor dem Moor.

Er aber ſchritt draußen auf der Landſtraße durch ein kleines Gehöft.

Da tauchte der rote Fleck wieder auf; er ſtrebte offenbar dem Moor zu.

Er bog alſo ebenfalls auf einem Umweg nach dieſer Richtung ein.

Er behielt abſichtlich ſeinen ſprühenden Panamahut auf dem Kopf, ja, er trug ihn durch eine Senke ſogar eine Zeitlang auf dem geſchulterten Spazierſtock in beträchtlicher Höhe, wie ein Leuchtfeuer, um ſeine Gegenwart kundzutun.

So trafen ſie eigentlich ohne Verabredung und gleichſam wie von ſelber an der Schilfhütte im heißen, einſamen Moorgrund zuſammen.

Es war einen unſelige Sache, die einen innerlich ausbrannte und einem alle Zukunft zu durchfreſſen drohte. Wäre das Ereignis irgendwo draußen in der Welt geſchehen, dann wäre es vielleicht ein Zwiſchenfall geweſen, den man noch einmal vergeſſen konnte.

Nun wunderte ſich Seyderhelm geradezu über die Verlegenheit, die Engelbert Luithard bei dieſer erſten Begegnung an den Tag legte. Das feſtigte ihn in gewiſſem Sinne, und ſeine Schuld verlor dadurch erheblich an Wucht. War es nicht doch beinahe ein Zwiſchenfall, nun ſchon fernwärts liegend und erblaſſend?

Er ſchickte alſo mit feſter, faſt leutſelig erwärmter Stimme den Buchhalter Luithard mit einem Auftrag weg.

Alsdann richtete er einige Fragen an Neumaier. Er ſprach gewinnend und doch beſtimmt und hob den Kern ſeiner Anordnungen klar ins Licht.

Zwar ſtand Herr Gmelin unterdeſſen in verſunkener Haltung mit leicht geſpreizten Beinen, die Augen auf den Boden geheftet, im Raum; aber er dachte doch etliche Male nacheinander: ‚Dieſer junge Mann iſt ein Prachtmenſch. Alles, was er unternimmt, hat Hand und Fuß. Ich bin ſehr froh, ihn gefunden zu haben; ich hätte keinen beſſeren Verwalter auftreiben können. Vielleicht kommt er ſpäter einmal in die Lage, das Anweſen zu pachten oder käuflich zu erwerben, dann könnte ich mich beruhigt zurückziehen.‘ Er wiegte den weißen Kopf leiſe hin und her. Da fiel ihm ein lächelnder Gedanke ins Blut. Weiß Gott, wenn es eine wirkliche Liebe wäre, hätte ich gar nichts dagegen. Geld und ſonſtige äußere Dinge waren reiner Plunder. Er konnte aus eigener Erfahrung ein Lied davon ſingen. Er umfing ſeine Nichte mit einem lächelnden, zärtlich frohen Blick und lenkte ihre fragenden Mädchenaugen auf den ſchmucken, breitſchulterigen jungen Mann, der da ſo angeboren mild und doch kernhaft und zielſicher das Schloßbräuhaus zu leiten begann.

Alwine wandte in holder Verwirrung ihren Blick ab und ſah träumend durchs Gitterfenſter auf den

Vorhof hinaus, wo soeben Engelbert Luithard mit raschen Schritten, ein dunkles Rundhütchen auf dem vom Nacken herauf geringelten, dunkel glänzenden Haar, dahinging, ein Zweiglein von einem spät blühenden Fliederstrauch brach und angelegentlich und trunken an die Nase führte.

„Soviel ich sehe, vertragen sich die beiden Herren Buchhalter ausgezeichnet", meinte Seyderhelm gut gelaunt. „Das freut mich."

„Jawohl", antwortete Neumaier. Dann verdrehte er den kühlen, schmalen Mund und sagte: „Ein bißchen spinnen tut er ja schon, mein Herr Kollege Luithard."

In Seyderhelm perlte es erlösend auf; er hatte plötzlich ein Gefühl, als stiegen helle Blasen aus einem dunklen Wasser, das ihn seit Tagen bang umschlug und sich nun in brausender Gärung freimachte. Er warf ein seltsames, fragendes, blitzendes Auge auf Neumaier. In seinem Gehirn war etwas wie ein Knistern von sich kreuzenden Funken oder Linien oder etwas Ähnlichem. „Na, na," entgegnete er, „das wird wohl zuviel gesagt sein." Doch der Ton seiner Stimme war keineswegs abwehrend; sein Auge war vollends förmlich ermunternd, ja zustimmend und gierig, noch mehr dergleichen zu hören.

„Schwerlich", beharrte Neumaier und lächelte dazu.

Alwine hatte die Worte völlig überhört. Erst als ihr Onkel meinte, ein etwas krauser Kopf möge dieser Herr Engelbert Luithard wohl sein, aber das

treffe ſchließlich auf die beſten Menſchen zu, kam ihr zum Bewußtſein, wovon die Rede geweſen war. Allein, da der Onkel die Sachlage ſo gerecht und richtig beurteilt hatte, blieb ihr eine Entgegnung erſpart. Trotzdem ward ſie von neuem heftig rot.

Seyderhelm beobachtete das alles ſcharf, und es war ihm, als beginne von dieſem Augenblick an ein wilder Kampf um ein Ziel, das in eben dieſen Sekunden ſeine Zukunft durchblitzte. Um ſo bedauerlicher erſchien ihm nun wieder die unſelige Sache vom letzten Sonntag. Seine Mutter hatte ihm manchmal vom eigenen, leiblichen Vater erzählt, der ebenfalls bisweilen die widerſtreitendſten Torheiten begangen hatte, im Grunde aber doch ein ſtarker, eigenwilliger Mann geweſen war, deſſen Andenken nun Mutter und Kinder trotz allem, wenn auch als etwas Unbegreifliches, heilig hielten.

Seyderhelm geleitete die Herrſchaften zur Tür.

Herr Gmelin verabſchiedete ſich warm und herzlich.

Auch Alwine gab dem Verwalter ihre weiche, vertrauliche, junge Hand.

Seyderhelm dankte in einem warmen Druck, in welchem ſein ganzes angefachtes Herz und all ſeine neue Sehnſucht mitſtrömte.

Mit dieſem merkwürdigen Neumaier aber, der ihn tatſächlich nun ſehr intereſſierte, führte er nachträglich noch eine lange Unterhaltung, wobei von allem möglichen die Rede war, nur nicht von dem, worüber

die Tiefen der Seele quirlten und in perlenden Blasen sich prickelnd Luft machten.

Das heimliche Ergebnis dieser Zwiesprache war die Gewißheit, daß dieser Neumaier ein vollendeter Spitzbube und großer Gauner war. Seyderhelm hatte das schon hin und wieder vermutet. Nun hatte er die unumstößliche Gewißheit. Dieser geriebene Bursche hatte wohl auch schon hinter Schloß und Riegel studiert. Schließlich waren sogar seine Papiere gefälscht. Es war nichts unmöglich.

Seyderhelm nahm sich vor, den Gesellen im Auge zu behalten.

*

Die schöne Frida war zu Verwandten in der Landeshauptstadt abgereist. Sie besaß nun einiges Geld und hatte die Absicht, sich eine Weile zu pflegen und gütlich zu tun. Vor allem wollte sie sich neue Kleider anschaffen, ferner womöglich gleich Berge von Hüten, Strümpfen, Handschuhen und so fort. Im übrigen wollte sie zusehen, was die Zukunft brächte. Einen Teil ihrer Barmittel sandte sie unter dem Namen von Ersparnissen in ein kleines, einsames Gehöft hinter einem großen Walde. Dort wohnte ihr Vater, der Wegwart der Gemeinde. Der Mann konnte diese unerwartete Unterstützung wahrhaftig gebrauchen. Nun durfte er sich sogar wieder einmal ein Pfeifchen leisten. Die vielgeplagte Mutter aber

war nun plötzlich imſtande, Garn und Stoffe für ihre vielen Kinder einzukaufen und den dürftigen Fettopf zu füllen. Frida weinte Tränen der Freude und Reue zugleich, als ſie ihre nicht unbeträchtliche Geldanweiſung der Poſt übergab.

Neumaier hatte die Scheidende auf dem Weg zum Bahnhof begleitet. Er traf ſie unterm Bühl im Wieſental auf einem ſpärlich begangenen Fußpfad. Er trug ihr den Handkoffer und eine Pappſchachtel mit friſchen Bluſen. Frida hatte ein weißes Sommerkleid und gelbe Stiefelchen an. Sie war ſehr hübſch und in beſter Laune. Der linde Raſenpfad war trocken. Die Waſſergräben waren leck, von Riſſen durchwirrt. Winzige Fiſche irrten erregt in den noch verbliebenen ſeichten Waſſerreſten durcheinander. Der Morgen war gewitterſchwül. Wolkenberge türmten ſich in den ſengend blauen Himmel hinaus. Dunkelgraue hohe Dunſtwände wuchſen hinter den Wäldern empor. Das Wieſengras ſtand hoch, Blumen ohne Zahl brannten in allen Farben. Zwiſchen Tal und Bahnhof dunkelte ein kleines Tannengehölz. Hier hielt das Paar einen kurzen heißen Abſchied.

Jenſeits des Gehölzes gabelte ſich der Weg.

Frida ſtrebte mit Koffer und Schachteln zur Bahnſtation.

Neumaier aber wandelte pfeifend und trällernd in der andern Richtung durch ein kleines, abgetrenntes Teilried, durch den Öſch am Rohrweiher vorbei, dem Städtchen zu. Unterwegs kehrte er in der Wirtſchaft

zum Weiherhof dienſtlich ein und las hier nicht ohne Behagen einen hochfliegenden Artikel im „Gäuboten" aus der Feder ſeines Kollegen Engelbert Luithard, der hier, einer offenkundigen ſchriftſtelleriſchen Veranlagung frönend, über eine großzügige Entwäſſerung, Ausbeutung und neue Nutzbarmachung der Moore der Umgebung ſich ausließ.

Als er im Kontor den plänereichen Entwäſſerer emſig am Pulte arbeitend antraf, uzte er ihn den noch übrigen Vormittagsreſt hindurch, bis die Glocke auf dem Kirchturm mit dem roten Blechzwiebeldach endlich zwölfe ſchlug.

*

Eines Sonntags ſaß die Familie Luithard im Torfwirtshaus am Saum des Angergrundes an einem langen, ungedeckten Tiſche. Engelbert Luithard und Herbert Hirzel, Setzer am „Gäuboten" und ſtiller Verehrer deſſen Schweſter Sophie, unterhielten ſich angelegentlich und ſehr ernſthaft über die nahen Stadtratswahlen. Der alte Luithard und ſeine Tochter lauſchten nachdenklich und nicht ohne Stolz den flüſſigen Reden der eifrigen jungen Herren. Auch der Gaſtgeber und deſſen Frau widmeten dem Tiſch der luithardſchen Familie ihre beſondere Aufmerkſamkeit. An einer zweiten Tafel ſaßen vier alte Herren und ſpielten weltvergeſſen und unentwegt ihren uralten, ewigneuen, vielſüßen, letztgeliebten Kreuzgaigel.

Den Rundtisch in der Ecke nahm später ein Schwarm junger Leute beiderlei Geschlechts in Beschlag, dessen Anführer Neumaier war. Dieser trug heute eine große, rote Feldmohnblüte im Knopfloch und verdampfte eine Zigarette nach der andern. Er hatte zwar bei seinem Eintritt die Luithards durch Zunicken flüchtig begrüßt, aber gleichzeitig ein hämisches Auge vor allem auf den Verehrer der Sophie Luithard, den hausbacken dasitzenden Buchdrucker Hirzel, geworfen. Nun ließ er bereits die eine und andere witzige Bemerkung über das laute Thema der beiden erpichten Politiker steigen. Sein Anhang kicherte dazu und spendete gedämpften Beifall. Zuletzt mischte er sich ganz offen in das auf der Tagesordnung stehende Problem ein.

Engelbert Luithard und Hirzel hatten mehr im allgemeinen über die Frage gesprochen.

Neumaier aber lenkte den Gegenstand nun absichtlich ins Parteimäßige.

Die alten Herren am Kreuzgaigeltisch hoben die Köpfe. Der Gastwirt und seine Frau standen mit gespannten Gesichtern in der Stube.

Engelbert nahm den Wortkampf an und warf den Gegner aus einer Verteidigungsstellung in die andere.

Der alte Luithard wiegte lächelnd den gekräuselten, grauen Kopf. „Das sieht ein Kind ein; das kann ein Blinder greifen", sagte er von Zeit zu Zeit.

Sophies angehender Bräutigam hatte ſich auf dem Stuhl herumgedreht und ſchleuderte ſchließlich mit ſcharfem Geſicht dieſes und jenes treffende Wort dem unberufenen Zyniker am Rundtiſch entgegen.

Neumaier jedoch ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen. Ja, er ſtieg zuletzt auf die Wandbank und hielt nun allmählich eine regelrechte Stegreifrede über dieſe hocherregenden, weltwichtigen nahen Stadtratswahlen, um die er ſich noch vor einer Stunde mit keinem noch ſo leiſen Gedanken gekümmert hatte. Er hatte die Linke in die Hoſentaſche geſtopft, während die Rechte die ausgegangene Zigarette ſchwang. Er war ausgezeichnet zu Spott und Witz aufgelegt. Er wandelte zwar am Handgreiflichen vorbei wie ein Trunkener an der offenen Wirklichkeit. Aber ſeine Sprünge ergötzten rieſig. Als Engelbert Luithard ihn dann einigemal durch gut ſitzende Zwiſchenrufe der Lächerlichkeit preisgab, verſetzte Neumaier zunächſt leichthin, halb kameradſchaftlich mitleidig: „Nun ja, Sie ſpinnen eben ein bißchen. Das weiß nun bald jedermann. Das brauchen Sie nicht immer wieder aufs neue ſo aufopfernd zu beweiſen.“

„Was erlauben Sie ſich?“ fuhr Engelbert Luithard auf.

Der alte Luithard hielt den Sohn am Ärmel zurück. „Laß den Spritzer in Ruhe“, ſagte er geringſchätzig.

„Ich rede, wie ich es für richtig finde, Herr Amtsbruder“, beharrte indeſſen Neumaier mit grinſender Gemütlichkeit.

„Hauen Sie ihm eine runter", rief einer der Männer vom Spieltisch im Ärger über den Störenfried.

Auch der Wirt griff jetzt ein: „In meinem Haus wird nicht gestritten, verstanden!"

Neumaier zuckte die Achseln: „Streite ich oder die andern?"

„Jetzt steigen Sie mir aber sofort von der Bank herunter", befahl der Wirt erbost.

„Und Ihre Beleidigung nehmen Sie auf der Stelle zurück", forderte der sonst so stille Hirzel kampfbereit. Neumaier grinste ihn lächelnd an. „Tut mir sehr leid, edler Herr und Federheld und Genosse unseres Leitartiklers und Moorwandlers."

Da packte aber der Gastgeber den schlechthörenden, halsstarrigen Ruhestörer ohne weiteres beim Rockkragen und führte ihn mit Gewalt ab. Gegen die ringsum brandende, offenkundige Überlegenheit wagte Neumaier keinen ernsthaften Widerstand. Er machte also gute Miene zum bösen Spiel, erbat sich sein weißes Strohhütchen und marschierte grinsend und mit verhaltener Racheglut durch die große Stube und über die steinerne hohe Hausstaffel ins Freie, wohin ihm sein gemischter Anhang kichernd und lärmend folgte.

*

Engelbert Luithard hatte sich im stillen nach einer neuen Stellung umgesehen. Neben Neumaier

zu arbeiten, der vom Gutsverwalter Seyderhelm immer offenkundiger begönnert wurde, erſchien ihm mit der Zeit ganz unmöglich. Gegen eine heimlich aufkeimende, vom eigenen Herzen verbotene, hoffnungsloſe Liebe aber war die Ferne das gegebene Heilmittel. Über die ſeeliſche Veranlagung Seyderhelms machte er ſich keine weiteren Gedanken mehr. Er hatte kein Recht und keine Neigung, ſich in ein fremdes Schickſal einzumiſchen. Mochte dieſer Seyderhelm alſo ſelber mit ſeinem Frieden fertig werden. So verabſchiedete er ſich alſo eines Tages und fuhr in die Fremde.

Die neue Stellung war kein Thron, eher eine Notbrücke zu einer beſſeren Zukunft. Immerhin bezog Engelbert Luithard in der großen Stadt ein Gehalt, das dem bisherigen ähnlich war. Sein nunmehriger Prinzipal Neef war Leiter einer großen Gold- und Silberwarenfabrik. Als ſolcher hatte er nun neuerdings ein kleines, im weſentlichen der Erholung dienendes, wöchentlich erſcheinendes Hausblatt für Arbeiter und Angeſtellte gegründet. Die Schriftleitung dieſes Hausblattes hatte fürs erſte ein vielbeſchäftigter alter Beamter der Firma in der Hauptſache mit der Schere beſorgt. Nun ſollte Engelbert Luithard das Blättchen in aller Form leiten, und ein dem Hauſe naheſtehender Maler mit gutem Namen aber ſollte ihm bei Auswahl der Illuſtrationen behilflich ſein. Das war zwar eine engumrahmte, aber im Grunde reiche und frohe Aufgabe, um ſo mehr als der Betrieb

der Firma in gewiſſer Hinſicht als ein vorbildlicher gelten durfte. Wurde doch in dieſen Räumen neben der Arbeit, rein aus freiem Willen heraus, manchmal ſo friſch und herzerhebend geſungen, daß die Stätte der Mühe wie ein das Diesſeits überragender, auf ewigem Grunde ſtehender Tempel erſchien.

In den verbleibenden freien Stunden hatte Engelbert Luithard dem einzigen Sohn des Herrn Neef, einem hübſchen Knaben mit langen gelockten Haaren, Nachhilfe in Latein und Rechnen zu geben. Das war eine minder fruchtbare Aufgabe. In dem Knaben ſchlief ſicher ſo manches verborgene Talent, und er hätte ſich wohl auf irgendeinem andern Wege mühelos und freudig eine Zukunft gefunden. Die Dinge aber, die man trotz allem als Pflicht von ihm forderte, bedeuteten für ihn ebenſo viele quälende Hinderniſſe. Er hatte Berge von Spielzeug, feine Kleider, leckere Speiſen, ein ſchneeweißes Bett mit einem Spitzenhimmel, ein eigenes elegantes Studierzimmer mit Schreibpult und zierlichen Regalen, kurz alles, was nur ein Vaterherz einem geliebten Kinde wünſchen mochte; dennoch blieb er im Grunde ein bemitleidenswertes, um ſeinen Jugendhimmel betrogenes Weſen. Ein geſundes Kind ärmſter Leute im ärmſten Armenhaus hatte ein hundertmal helleres, ſonnigeres, ſchöneres Daſein.

Beim Weggang Engelbert Luithards war Herr Gmelin verreiſt geweſen; auch die Nichte Alwine hatte ihn begleitet. Gmelin hielt auf Einladung

einer Landesverſammlung einen Vortrag über mittelalterliche Steindenkmäler. Er war hierin eine anerkannte Autorität. Nach der Tagung bereiſte er mit ſeiner Nichte eine Reihe von Orten zu Studienzwecken. Hierauf aber wollten ſie zur Ausſpannung ein bißchen Welt atmen und einige Monate in den Alpen verbringen. Es war das erſtemal ſeit mehreren Jahren, daß man unbeſorgt in dem angenehmen, beruhigenden Bewußtſein, das Schloßbräuhaus in ſicheren, kundigen Händen zurückzulaſſen, für längere Zeit verreiſen konnte.

*

Unterdeſſen hatte ſich zwiſchen Seyderhelm und dem alten Luithard, der bisher auf dem Gutshof in ſeinem Kreiſe den Ton angegeben hatte, ein ziemlich geſpanntes Verhältnis entwickelt. Das lag zum Teil in der Natur der Sache. Der alte Luithard war gewohnt, jedem Roß und jedem Acker auf ſeine Art ins Blut zu ſehen. Seyderhelm aber brachte eine gewiſſe akademiſche Kühle in den Betrieb, auf die er ebenſo erpicht war wie der andere auf ſeine heiße Erfahrung; er warf dem ſchwerhörigen Alten bereits da und dort ein übles Wort über ſeine unumſtößliche Vierfelderwirtſchaft von Klee und Korn und Haber zu Bodenkohlraben und anderes entgegen. Der alte Luithard aber war nicht der Mann, der ſeinen alten Kopf billig verkaufte. Er machte aus

ſeinem gekränkten Herzen draußen in Scheuer und Feld, namentlich aber im Häuschen über dem Angerbach, durchaus keine Mördergrube.

Seine Schweſter, die alte Annemei, ſchalt ihn einen alten Rappler. Sie riet ihm, dieſem jungen Verwalter, der nun einmal oben ſtehe und alſo doch zuletzt das Spiel gewinne, eben in Gottes Namen nachzugeben.

Es half nichts.

Der alte Luithard nahm ſich im Gegenteil vor, bei der Rückkunft des Herrn Gmelin einmal ganz gründlich den Kropf zu leeren. Er war ſein Leben lang den geraden Weg gegangen. Er hatte nichts zu ſcheuen. Er würde lieber wieder zu ſchuſtern anfangen, ehe er ſich mit Leib und Seele einem hergeſchneiten Gegner auslieferte.

Eines Abends ſaß er vor der Tür ſeiner Klauſe über dem Angerbach auf der Bank an der Hauswand. Seine bloßen Füße ſtaken in grünen Samtſchuhen. Er trug nur Hemd und Hoſe.

Annemei klapperte geſchäftig mit dem Geſchirr in der Küche.

Es ging eine laute Unterhaltung zwiſchen den beiden Alten hin und her. Sie behandelten das ewige Thema der jüngſten Zeit.

„Warum ſollte ich nicht ſchließlich gerade ſo gut wieder ſchuſtern können?“

„Weil es hier im Ort bereits mehr Schuſter gibt als rote Hunde.“

„Genau zehn“, entgegnete der alte Luithard.

„Alſo.“

„Wo zehn eſſen, ißt auch noch ein elfter.“

„Wenn aber die zehn ſchon kümmerlich eſſen?“

„Wer ſagt dir, daß ſie kümmerlich eſſen?“

„Ich ſelber ſag's.“

„Der Menſch lebt nicht allein vom Brote.“

„Aber ohne Brot auch nicht“, verſetzte Annemei trocken.

„Sobald Herr Gmelin zurück iſt, will ich meinen Mund ſchon auftun. Darauf kannſt du Gift nehmen.“

„Damit machſt du auch nichts beſſer.“

„Aber mehr Luft kriege ich dadurch.“

Annemei kam mit einem Blechgeſchirr in der Hand unter die Tür. Ihr buckliger Körper war vorgeneigt. Ihre bloßen Arme waren dürr und braun. Ihr Geſicht war runzelig, ihr weißgraues, dünnes Haar eng anliegend gekämmt. Sie öffnete den zahnloſen Mund. „Haſt denn hier nicht genug Luft? Iſt dir der Angergrund und die Welt rundherum nicht luftig genug? Du redeſt daher wie ein alter Heide. Geh mir weg; aus der Unzufriedenheit iſt noch nie etwas Gutes geworden.“

„Ich bin nicht unzufrieden.“

„Aber eine Wut haſt, eine Mordswut, ſeitdem man im Schloßbräuhaus nicht mehr nach deiner Pfeife tanzt. Wenn's ich mit dieſem Verwalter Seyderhelm zu tun hätte, ging ich's ganz anders an. Ich ließe ihn eben regieren, und im übrigen könnt' er mir den Buckel küſſen. Das iſt nun einmal der

Welt Lauf, daß die Jungen den Alten das Leitseil aus der Hand nehmen. Daran muß sich ein jeder einmal gewöhnen."

„Kommt nur darauf an, ob die Jungen auch fahren können."

„Umsonst wird dieser Seyderhelm wohl auch nicht studiert haben. Jedenfalls sitzt er nun einmal oben. Ich gestehe, daß er mir nicht einmal übel gefällt, soweit ich ihn kenne. Und es gibt welche, denen er sogar sehr gut gefällt, wenn's richtig ist, was die Leute daherreden."

„Was reden sie denn daher?" fragte der Alte lebhaft.

Über Annemeis Antlitz huschten allerlei Lichter. Sie lachte kurz. „Für euch Mannsbilder ist's dann noch Zeit genug, wenn man zur Hochzeit lädt."

„So, so", sagte der Alte gleichgültig.

Auf der Landstraße überm Tal nahte ein Fuhrwerk in scharfer Fahrt und hielt nun jäh still.

Seyderhelm sprang aus der Kutsche. „Sie können heimfahren. Ich habe noch eine kleine Besorgung zu machen und gehe dann zu Fuß nach Hause."

„Jawohl", nickte der Kutscher gehorsam.

Seyderhelm stieg auf einem Rasenweg zu Luithards Häuschen nieder. Er trug einen grauen Sommeranzug, lichten Filzhut mit silberweißem Band und breiter Krempe, ferner braune Schnürschuhe.

„Guten Abend, Herr Luithard."

Der Alte warf den Kopf jäh empor. Er bemerkte den Ankömmling, der auf dem bis dicht

an die Bank herfließenden Rasen geschritten war, erst jetzt.

„Guten Abend", sagte er und erhob sich.

Seyderhelm bat ihn, Platz zu behalten, und setzte sich in angemessener Entfernung neben ihn auf die Bank. Er schlug ein Bein über das andere und sagte: „Ich will gleich auf mein Ziel losgehen. Ich komme von Ottershausen. Wir haben das Gasthaus zum Stern dort erworben. Sie kennen den Sternen?"

Der alte Luithard nickte.

Seyderhelm fuhr fort: „Im nächsten Monat wird ein Pächter aufziehen. Die bisherigen Besitzer sind alte Leute, die ihren Lebensabend in unserem Städtchen beschließen wollen." Seyderhelm zog einen Briefumschlag aus der Tasche und klatschte ihn wie im Spiel gegen sein übergeschlagenes Bein. „Nun ist es, wie Sie wissen, hier leider nicht sehr leicht, schnell ein Häuschen zu kaufen, in Miete aber wollen die Leutchen um keinen Preis ziehen. Da mußten wir also, so unbequem und schmerzlich die Lösung für uns war, um den Kauf nicht zu verscherzen, schließlich eben das Häuschen, vor dem wir beide in diesem Augenblick sitzen, dem alten Paar überlassen.

Der alte Luithard hatte in jähem Schreck den Kopf herübergedreht. Nun starrte er dem jungen Mann aus einem blutleer gewordenen Antlitz in die Augen. Er brauchte seinen ganzen Rest von Kraft, um das, was er soeben gehört hatte, seinem Verstande zuzuleiten. Trotzdem brachte er die gegebene

Schlußfolgerung nicht zuwege, daß er ſelber alſo aus ſeinem Häuschen, in welchem er ſelbſtverſtändlich dereinſt zu ſterben gedachte, ausziehen und ſich alſo noch in ſeinen alten Tagen eine andere Wohnung ſuchen müſſe. Es war ihm, als knacke ihm etwas im Hinterkopf.

„So, ſo", brachte er endlich vollkommen geiſtesabweſend heraus.

„Es war leider kein anderer Ausweg offen", erklärte Seyderhelm ſachlich.

„So, ſo", wiederholte der Alte tonlos.

In der Tür erſchien die Geſtalt der Annemei. Sie wollte eben dem jungen Verwalter in einer für ihren Bruder vorbildlichen Art Guten Abend ſagen.

Aber der alte Luithard winkte ihr ab.

„Ausziehen müſſen wir, Annemei, ausziehen wie Bettelleute", warf er ihr wie aus einem wirren Traum entgegen.

„Ausziehen?" Annemei ſah den Alten von der Seite an, als wollte ſie ſagen: Biſt übergeſchnappt?

„Das Haus iſt verkauft worden", erklärte Luithard mit leiſem Spott.

„Unſer Haus?"

Der alte Luithard zuckte die Achſeln: „Das Haus iſt doch nicht unſer Eigentum."

„Dieſes Haus?" fragte Annemei.

„Dieſes Haus", verſetzte der alte Luithard.

„Da wird Herr Gmelin wohl auch noch ein Wörtlein mitreden", erklärte nun aber Annemei

drohend. Sie maß den jungen Verwalter von unten bis oben geringschätzig und feindselig.

„So geht das Weltrad denn doch noch nicht, verstanden? Zuerst muß man jedenfalls kündigen, wenn man ein Haus verkaufen will, verstanden? Auch wir kleinen Leute sind nicht ganz ohne Rechtsanwalt. Es gibt immer noch einen Herrgott, verstanden? Kurz und gut und mit einem Wort, was mich anlangt, so bringt Ihr mich nicht lebendig aus dieser Küche heraus und tot auch nicht, wenn ich's nicht ausdrücklich zugebe, verstanden?"

Seyderhelm erhob sich. „Es tut uns selber ja überaus leid. Aber es gab eben keinen andern Ausweg. Wir konnten doch nicht dieses Häuschens wegen auf das große Anwesen verzichten. Sie wissen doch, wie es bei Käufen hergeht. Eine bekannte Aktienbrauerei wollte den Gasthof ebenfalls ankaufen, und zwar ebenfalls im geheimen wie wir. Da sind wir denn der Konkurrentin zuvorgekommen. Es tut uns ja sehr leid."

„Mich bringt Ihr jedenfalls lebendig nicht aus diesem Hause heraus", erklärte Annemei noch einmal. Sie erhob den Arm. „Und überhaupt, wenn Herr Gmelin zurückkommt, dann wird noch Verschiedenes gesprochen, verstanden?"

Seyderhelm bekam einen roten Kopf. Doch er faßte sich sofort. „Herr Gmelin selber hat den Kauf gewünscht; der Kaufvertrag ist bereits von seiner Hand unterzeichnet", erklärte er ruhig.

„Herr Gmelin ſelber!?“ Annemei behielt den Mund offen. Sie wollte weiterreden; aber es gelang ihr nicht. „Mir ſteht der Verſtand ſtill“, ſagte ſie endlich.

Der alte Luithard ging jetzt mit großen Schritten vor der Bank auf und nieder.

„Dann gehen wir eben in Gottes Namen“, erklärte er voll Mitleid mit der Alten. Die Anweſenheit Seyderhelms, der ins Tal hinausſtarrte und den Briefumſchlag leiſe an das Hoſenbein klatſchte, vergaß er ganz.

Annemei aber war nun plötzlich verwandelt, und in höchſter Entrüſtung ſchüttete ſie ſich aus: „Und gleich möglichſt weit fort, womöglich ans Ende der Welt, oder noch weiter, wo es noch eine Gerechtigkeit gibt, und womöglich morgen gleich in aller Frühe! Lieber verkommen und verhungern, als ſo etwas ertragen. Keinen Schritt mehr täte ich an deiner Stelle ins Schloßbräuhaus. Nicht einmal mehr Abſchied nehmen täte ich an deiner Stelle und wenn Roß und Rind dir nachheulen, wie verlaufene Hunde! Bei Nacht und mit verbundenen Augen wollen wir aus dieſem verfluchten Loch herauskommen.“

Der alte Luithard winkte ihr mit einem matten Lächeln ab.

Doch ſie ließ ſich nicht beſchwichtigen und fuhr fort: „Warum kündigſt denn nicht?“ Sie ſchwang ihre dürren Arme wie Hämmer: „Haſt nicht ein Handwerk?“

„Geben Sie ſich zufrieden. Wir wollen die Angelegenheit gütlich in Ordnung bringen", ſchlug Seyderhelm vor.

„In Ordnung bringen? Da müßt Ihr zuerſt eine andere Weltordnung bringen! Ihr wißt's nun doch, er hat ſeinen Dienſt gekündigt, der alte Luithard."

„Das täte uns wirklich leid", meinte Seyderhelm.

„Es iſt richtig", beſtätigte der alte Luithard.

Annemei triumphierte. Dann aber ging ſie plötzlich weg, ſank in der kleinen Küche auf einen Stuhl nieder und weinte hemmungslos in ihre Rupfenſchürze hinein.

Der alte Luithard ſchritt indeſſen, die Hände im Rücken und ohne ſich um Seyderhelm noch irgendwie zu kümmern, auf und ab. Nun ſtellte er ſich an den Zaun des kleinen Gärtchens, wo Salat und Kohlrabi aufwuchſen, die jungen Bohnen zu klettern begannen und die erſte Roſenglut aus den Knoſpen ſchimmerte.

„Wir werden Ihnen jedenfalls für ein Vierteljahr den Lohn weiterbezahlen. Sie müſſen doch einſehen, daß es keine andere Löſung gab", meinte Seyderhelm noch einmal.

Der alte Luithard aber blieb ſtehen, wo er ſtand. Nach einer langen Pauſe ſagte er trocken und ohne ſich umzuwenden: „Gute Nacht."

„Gute Nacht", dankte Seyderhelm und ſchritt langſam und dann immer raſcher über eine kleine

Brücke durch den abendlichen Angergrund, wo bereits die ersten leisen Nebel aufstiegen, dem hellen Schloßbräuhaus zu.

*

Der alte Luithard und Annemei hatten ihr Häuschen doch nicht ganz so plötzlich verlassen, wie sie es sich in der ersten Erregung vorgenommen. Es hatte sich gefügt, daß sie bei der Abreise den Abendzug benützen mußten. Es war eine hohe Vollmondnacht mit wenigen kleinen, einsamen Sternen, als sie durch den trauten Angergrund über die sanfte Welle, auf der das Schloßbräuhaus mit bleichem Schimmer in die Welt hinausträumte, ins andere Tal hinabwanderten, wo einst Neumaier und die goldbraune Frida sich verabschiedet hatten. Erst beim Morgengrauen langten sie an ihrem neuen Wohnort an. Das nunmehrige Heim der beiden Alten lag am Saum des Häusermeeres der großen Stadt an einem der steilen, grünen Hänge des dicht überbauten, großen Kessels.

Sie bewohnten drei kleine Zimmerchen zu ebener Erde, wovon nun eines dem Engelbert als Schlafraum diente. Draußen über der Straße aber ragten hohe Hauswände mit vielen Fenstern in eine seltsam neue Luft. Die Gegend lag schon außerhalb des großen Verkehrsstrudels. Immerhin bedingte die Steigung des Geländes einen nicht unerheblichen

Straßenlärm. Die Fuhrleute ergingen ſich hier in lauten Zurufen, und die Kraftwagen vollbrachten hier ihre Höchſtleiſtungen. Es war ein immerwährender Kampf von Menſchen, Roß und Maſchine, ein immerwährendes wildes Streben, aus den tiefer liegenden Zonen in die nächſthöheren zu kommen. Vor allem hatten die Möbelwagen harte Arbeit. Trotzdem ſchien es, als ob die Straße in der Hauptſache gerade für ſie da wäre, damit ſie unter Lärm und Donner nun an jene neuen Orte fahren könnten, wo alles endlich gut und ſchön ſein mußte. Sogar zum Luithardſchen Wagen hatte man vier Pferde gebraucht.

Am Einzugstage hatte windloſes Regenwetter geherrſcht, und im kleinen Innenflur hatte man fortwährend das elektriſche Licht brennen müſſen.

Es war für den alten Luithard nun in der Tat kein leichtes, ſich in der ungewohnten Stadt eine ganz neue Kundſchaft zu erwerben. Es war unendlich viel ſchwerer, als er ſich gedacht hatte. Er war zwar in ſeinen Geſellenjahren auch eine Weile in einer größeren Stadt geweſen. Trotzdem galt er nun ohne weiteres als ausgemachter Landſchuſter, dem nur zögernd vor allem Flickarbeiten anvertraut wurden, und zwar hauptſächlich durch Leute, die nicht immer gleich bezahlen konnten.

Aber war ſie nicht in gewiſſem Sinne ſelbſtgewolltes Schickſal, dieſe neue Welt?

Er ſchwieg alſo zähe und treu gegen ſich ſelber.

Auch Annemei fügte ſich ins Unvermeidliche. Nur behielt ſie ſich von der erſten Stunde an das Recht vor, das, was ſie ſchwarz ſah, ſchwarz zu nennen. Sie kämpfte alſo eigentlich gleich vom Tage des Einzugs an unwillkürlich aus vollem Herzen laut und beweglich gegen dieſe verworrene, unbegreifliche Stadt, in die ſie ſelber nun geflohen war.

Vom fernen Schloßbräuhaus erhielt und begehrte man keine Nachrichten.

Auch Sophie hatte ihren Dienſt gewechſelt und befand ſich nun in der Schweiz. Der ſtille Hirzel hielt noch eine Weile am Orte aus, dann aber gab er ſeinem Heimweh nach und überſiedelte ebenfalls in die Schweiz.

Einmal begegnete Engelbert Luithard durch Zufall ſeinem einſtigen Amtsgenoſſen Neumaier. Er wanderte ahnungslos am Hauptbahnhof vorbei; da ſchlug plötzlich eine bekannte Stimme an ſein Ohr. Und nun entdeckte er inmitten eines Wirbels einer hin und her haſtenden Menge dieſen Neumaier. Der ehemalige Schloßbräuhausbuchhalter hatte den linken Arm mit einem Stoß Zeitungen beladen und rief nun durchdringend, glockenhell und melodiſch ein zu dieſer Zeit ziemlich verrufenes, aufwiegleriſches politiſches Blatt aus. Er trug einen etwas abgeſchabten, elegant zugeſchnittenen, dunklen Anzug und mitgenommenes, aber feines Schuhwerk. Er hatte den Hut weit aus der Stirne über ſein ſorgfältig geſcheiteltes Haar geſchoben.

Sein Ausruf übertönte den seiner Mitbewerber, zumeist Frauen und ältere Männer, ganz auffällig. Er verkaufte infolgedessen auch mehr Zeitungen als die andern alle zusammen. Er war bester Laune. Es bereitete ihm sichtliches Vergnügen, seine durchdringende, wohllautende Stimme in die hohen, weiten Hallen des Bahnhofs zu werfen und das Echo seiner persönlichen Bedeutung sofort wieder in Empfang zu nehmen. Er fühlte sich nicht ganz ohne Grund in gewissem Sinne als den Wettermann dieser hin und her flutenden Menschenmassen, die da seinem verfänglichen Lockruf so willig Gehör schenkten. Er übte sein Geschäft aus wie eine Ferienbelustigung, so wie ein Weltbummler, der auf fremdem Platze fremde Tauben, die ihn nichts angehen, aus der Tasche füttert und hernach wieder seines bunten Weges zieht.

Engelbert Luithard beobachtete den sonderbaren Verkäufer eine ganze Weile hindurch. Als aber Neumaier sich nun plötzlich umwandte und gegen ihn hin sein Blatt anpries, schritt er, um nicht gesehen zu werden, unauffällig hinweg.

In der Folge traf er den Abenteurer, dessen Wandel immer kühnere Formen anzunehmen schien, noch öfters.

So saß Neumaier eines Sonntagvormittags, diesmal in ausgesucht guter Kleidung, rauchend und lesend auf einer Parkbank, ein graziöses Spazierstöckchen mit blinkendem Griff zwischen den Beinen.

Engelbert Luithard bemerkte den Menschen erst, als er dicht an der Bank vorbeiwandelte. Neumaier

ſtreifte ihn mit einem leiſe blitzenden und dann wieder vollkommen kühlen und intereſſeloſen Auge und las weiter. Der Mann hatte ihn alſo nicht mehr erkannt oder nicht mehr erkennen wollen.

Ein drittes Mal traf er den früheren Amtsgenoſſen vor einer Anſchlagſäule, wo er eben auf einen andern jungen Menſchen einredete, alsdann weiterſchritt, in einiger Entfernung durch einen kleinen Kreis jüngerer Herren bewillkommnet wurde, hier ein paar Worte wechſelte und dann läſſig, die Hände in den Taſchen, den Stock in die Achſelhöhle geklemmt, in eine ſchmale Nebenſtraße der Altſtadt einbog.

Aber nicht ſehr lange darauf ſah er ihn, in Mütze und ſchlechten Kleidern, unter ausgelaugtem Volk auf der Freitreppe zur „Herberge Heimat“ ſtehen.

Nun folgte eine längere Pauſe.

Doch da kam Engelbert Luithard einmal bei Gelegenheit einer Freiluftwanderung durch die untere Vorſtadt am Fluſſe. Er hatte ſeinen Zögling bei ſich, deſſen Kopf heute für einen blauen Nachmittag von Latein und Mathematik ausruhen durfte. Aus einer kleinen Weinwirtſchaft erklang Klavierſpiel und Frauenlachen. Engelbert Luithard hob, ohne etwas zu denken, unwillkürlich den Kopf. Aber da erblickte er am Fenſter den Neumaier an der Seite eines lachenden Frauenzimmers mit breitem Geſicht und großem Ohrgehänge. Er fuhr leicht zuſammen; denn er erkannte in dem goldbraun umrahmten, breiten Geſicht ſofort

das der ſchönen Frida. ‚Nun haben ſich die beiden alſo ebenfalls wieder gefunden‘, dachte er, indem er ſein dunkelgelocktes Bübchen bei der Hand nahm und ausſchritt.

Was ging ihn übrigens dieſes muntere Paar an?

Er faßte den Entſchluß, bei einer etwaigen nächſten Begegnung weder Frida noch Neumaier zu kennen.

*

„Haſt's geleſen, Engelbert? Herr Gmelin hält heut abend hier einen Vortrag“, ſagte Annemei beim Frühſtück in der dämmrigen kleinen Stube.

Engelbert verneinte die Frage.

Annemei erhob ſich und brachte die Zeitung.

„Seit ich in der Stadt bin, hab' ich das Leſen gelernt“, ſagte ſie, indem ſie das Blatt auf dem mit einem Wachstuch überſpannten kleinen Tiſch ausbreitete und auf die Stelle wies, wo die Nachricht ſtand; „denn hier in der Stadt erfährt man ja rein nichts von dem, was in der Welt draußen vorgeht. Hier iſt ein Tag wie der andere. Keinen Winter gibt's und keinen Sommer. Kein Menſch weiß, ob Heuet iſt, ob geerntet oder das Kartoffellaub auf den Äckern verbrannt wird. Keine Lerche ſieht man, keinen Storch und keinen Haſen, nicht einmal eine Krähe. Ich bin überzeugt: hier gibt's Leute genug, die noch nie ein lebendiges Rind geſehen haben,

und nicht wiſſen, ob der Torf trocken oder naß aus dem Boden kommt."

Sie goß ſich aus einer großen Emailkanne eine neue Schale Kaffee ein. Ihr nackter Unterarm war klapperdürr, ihr Geſicht ſchmal, voller Falten und ledrig. „Wo es aber keine Rinder gibt, gibt's auch keine Milch", fuhr ſie fort, indem ſie grinſend aus einer zweiten, ebenſo großen Kanne ein paar weiße Tröpfchen in ihre dunkle Brühe ſchüttete; „ſeinen Krautgarten hat man hierorts auf dem Fenſtergeſimſe."

Engelbert war völlig in die Zeitung verſunken. Er las das Programm der Landesverſammlung des Bundes für Heimatſchutz, worin auch der Gmelinſche Vortrag angekündigt war, ein paarmal nacheinander.

Der alte Luithard ſaß oben am Tiſch, mit dem Rücken gegen die Straße. Auch er war magerer, kleiner, älter und namentlich ſtiller geworden. Er hörte den drolligen Ausdrücken ſeiner Schweſter verſonnen zu.

„Solang man noch alle Tage aufſtehen kann und zu eſſen hat, ſoll man nicht gar ſo laut klagen", ſagte er ſchließlich ermunternd.

„Sich blind ſtellen, ehe man es iſt, hat auch keinen Zweck. Hier iſt's ſowieſo jahraus, jahrein Nacht. Den ganzen Winter über hat man keine Sonne, im Sommer ebenfalls keine; morgens um neune beginnt der Tag, wenn's nicht gerade regnet, und abends um fünfe hört er auf", fuhr Annemei fort.

„Ein klein bißchen Sonne haben wir immer noch; ſonſt hätten wir ja auch keinen Schatten, und den

haben wir doch. Du ſollteſt eben fleißiger heraus aus deiner Höhle, am Sonntag wenigſtens, auf die Höhe hinauf, ins Grüne hinaus, in den Wald, der hier ſo nah und herrlich iſt wie nur irgendwo."

„Ich danke. Wenn ich unter einem Ameiſenhaufen Luft ſchnappen und warten ſoll, bis irgendwo ein dreſſierter Vogel pfeift, verzichte ich lieber auf den ganzen Wald, und wenn er noch ſo herrlich iſt. In meinen alten Tagen fange ich jedenfalls keine neuen Dummheiten mehr an. Die Stadt iſt recht für ein kleines Weilchen, ſo, wie nun Herr Gmelin ſie benützt. Ich, für meinen Teil, möchte lieber tot ſein als immer hier hocken und Trübſal blaſen. So viel Geld hab' ich mir Gott ſei Dank noch aufgeſpart, daß es mir langt, wenigſtens im Sarg dieſem Sodoma zu entrinnen."

Der alte Luithard heftete ein wartendes Auge auf den Sohn.

„Wo hält Herr Gmelin ſeinen Vortrag?" fragte er nicht ohne Neugier.

„Im oberen Muſeum", ſagte Engelbert.

„Ich möchte ihm wohl auch einmal zuhören," geſtand der Alte.

„Ich nicht", verſetzte Annemei ſcharf; „hat er uns nicht weggejagt wie Zigeunersleute?"

„Man müßte Mitglied dieſes Vereins ſein, um Zutritt zu erhalten", erklärte Engelbert, und er dachte weiter: ‚Ich habe heute vormittag frei; auch den Nachmittag könnte ich mir ſchließlich freimachen.

Sicher beſucht Herr Gmelin während ſeines Aufenthalts z. B. die Altertümerſammlung; vielleicht läßt es ſich aus dem Fahrplan errechnen, wann er etwa ankommt; ich hätte beinahe Luſt, ihn wieder einmal von Ferne zu ſehen. Auch ſeine Nichte Alwine begleitet ihn wohl.' Er brach dieſen letzten Gedanken ſofort ab. Aber er fühlte, wie ihm eine Springflut vom Herzen in den Hals ſtürzte, ſein Geſicht überglühte und brauſend in den Ohren hängen blieb.

„Ich habe im Grund nichts gegen Herrn Gmelin. Er war in ſeinem guten Recht, und wir waren im unſrigen. Er wird ſeine eigene Suppe auseſſen, wie wir die unſrige auseſſen", ſagte der alte Luithard beſtimmt. Dann ſtand er auf, ſetzte ſich auf den Rappen am Fenſter, ſchwang den Hammer und klopfte auf ſein Leder los, als wäre er gewillt, nie wieder damit aufzuhören.

Engelbert betrachtete ihn ſcheu. Und mit einem gewiſſen innerlichen Zuſammenſchrecken nahm er das Bild des Mannes in ſich auf, um deſſen gelblichen, entleerten Nacken die leiſen, grauen Löckchen züngelten. Vielleicht war es das dämmrige Morgenlicht der niederen Stube, vielleicht der Gegenſatz zum hellen Grün des Schnittlauchſtockes am Geſimſe, was dieſen gelblichen Nackenton ſo hervorhob. Aber er erſchrak im Innerſten.

Annemei räumte den Tiſch ab.

„Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich," ſagte ſie; „immerhin hab' ich mir das Himmelreich ein bißchen anders vorgeſtellt; denn ein Loch iſt eben

ein Loch, und ein Sauloch iſt ein Sauloch; von dieſer Wahrheit beißt keine Maus ein Fädchen ab."

Engelbert faltete die Zeitung zuſammen, verließ grüßend das Zimmer, drehte im dunklen Innenflur das elektriſche Lichtlein an, bürſtete ſeinen Filzhut aus, nahm den Stock vom Haken und machte ſich auf den Weg in die Stadt.

*

Er ſtieg raſch bergab; beim Stadtgarten bog er rechts ein, um nicht in den unteren Teil des Straßennetzes zu kommen. Er durchquerte die von Menſchen wimmelnde Hauptſtraße, ſchritt über den anheimelnden Marktplatz, ſtaunte verſunken an einem gotiſchen Bauwerk hinauf, ſtieg in der Richtung der Winterhänge zum Stadtrand empor, kehrte wieder um, ſchlenderte planlos ſtraßenein und -aus und ließ ſich endlich zerſtreut wieder abwärts treiben, gleichviel wohin es ging.

Aber da ſtand er nun plötzlich, trotz ſeines Gegenwillens tatſächlich in der langen, lichten Straße nach der Vorſtadt am Fluſſe, und zwar unmittelbar vor der Altertümerſammlung.

Sollte er eintreten?

Die Flügel des Portals über der Freitreppe gingen auf und zu.

Menſchen kamen und gingen.

Die Sammlung war alſo geöffnet.

Er hatte die Kabinette noch kein einziges Mal beſucht.

War es eigentlich nicht beſchämend, in der Stadt zu leben, ohne ſolche Sehenswürdigkeiten überhaupt zu beachten?

Aber mußte denn dieſes Verſäumnis gerade heute nachgeholt werden?

Aber warum denn nicht?

War es übrigens ſicher, daß Herr Gmelin gerade in dieſer Stunde anweſend war?

Er ſchritt bereits auf das Portal zu.

Aber ſelbſt wenn Herr Gmelin anweſend war, mußte man dann notwendig geſehen werden?

Alwine war aber ſchließlich überhaupt nicht dabei. Welchen Grund hatte er übrigens, Alwine zu fliehen? Was verſchlüge es denn, wenn er ſie wieder einmal zu Geſicht bekäme, von weitem etwa, und ſo, wie man einen guten Bekannten, für den man Intereſſe hat, ſieht?

Der Pförtner nahm ihm den Stock ab und reichte ihm eine Nummer.

Er trat alſo ein.

Die Räume waren von gedämpftem Gemurmel erfüllt. Der braune Eichenboden knarrte leiſe unter den Tritten der vielen Beſucher, unter den ſchweren, regelmäßigen Schritten der alten Wärter. Mildes Licht vergoldete die niedergelaſſenen Vorhänge der hohen, breiten Rundbogenfenſter; für Augenblicke verſchwand das Gold; denn draußen herrſchte Wechſelwetter.

Engelbert Luithard ſchritt planlos auf einen Wandkaſten zu und betrachtete ohne rechten Sinn mit erzwungener Aufmerkſamkeit die Schauſtücke hinter Glas. Es waren prähiſtoriſche Funde aus der älteren Steinzeit, bearbeitete Rennthierknochen, Pfeile und Lanzenſpitzen aus Feuerſtein. Das war nun der einzige geſchichtliche Nachlaß jener Jäger des Renns, die damals eben dort oben an den Gletſcherrändern des Angergrundes ein nicht gerade paradieſiſches Daſein geführt und, in primitiven Unterſtänden wohnend, mit Pfeil und Lanze ſich ihre Nahrung erjagt hatten. Zuweilen warf er einen flüchtigen Blick über die Gruppen der Beſucher hin. Eine Schulklaſſe unter Führung ihres Profeſſors drängte in ſeine Nähe. Der Profeſſor erklärte der jungen Schar die Hirnſchale eines Renns, die einſt als Trinkgefäß diente, eine Angel aus Bein, mittels deren jene Eismenſchen, die weder das Gold, noch die ganze Hölle unſerer Metalle kannten, im kalten Waſſer der Gletſchertäler Fiſche fingen.

Engelbert Luithard hörte zerſtreut zu.

Aber da erblickte er nun wahrhaftig plötzlich in der Mitte des Raumes eine tief niedergebeugte Geſtalt vor einem Pultkaſten mit Kleinfunden. Das Haupt des Mannes war ſilberweiß, der kurze Vollbart ebenfalls; das Geſicht war gebräunt; die ſtarken, weißen Brauen waren zuſammengezogen. Die Hände, an deren Fingern Ringe funkelten, ruhten im Rücken. Er war ſehr gut gekleidet; aus der oberen Taſche der

vollständig verschlossenen Joppe schimmerte ein weißer Seidenfleck.

Engelbert Luithard war im Begriff, sich aus dem Kabinett zu drücken. Sein Puls hämmerte ganz lächerlich.

Herr Gmelin hob den Oberkörper langsam auf, reckte sich leise und legte den Kopf zurück, wie um sich auf etwas zu besinnen. Von den Schwärmen der Besucher nahm er nicht die geringste Notiz.

Engelbert Luithard schritt, ohne nun den Mut zu einer Begrüßung zu finden, hinter Gmelins Rücken weiter nach einem Seitenkabinett. Aber nun blieb er sofort mit gelähmten Beinen auf der Schwelle haften. Er fühlte noch, wie eine Bewegung in seinem Körper zu einem Abprall ansetzte, wie seine Finger sich spreizten: es war lächerlich; er hätte wahrhaftig draußen bleiben müssen.

Vor einem hohen Glaskasten stand Alwine in einem weinroten Jäckchen und dunklem Hut mit mattweißem Schleifenband. Sie betrachtete die hier aufbewahrten Prunkstücke wohl einmal berühmter, heute längst vergessener Goldschmiede, deren symphonisches Sprühen, Blitzen und Blinken nun wie Musik den Raum erfüllte. Sie war ganz hingenommen. In ihrem jugendfrischen, zarten Gesichte spiegelte sich die Lust dieser schwelgerischen Schöpfungen einst so daseinsfroher, nun für immer vergangener Meister. Um ihre jungen Lippen spielte ein Gewirr naivster Freuden. Sie war ein Kind, ein Engel in diesem

Augenblick. Sie war kein Fräulein, ſie war nun das Mädchen von ſieben und zehn Jahren, das ſeinerzeit am Gartenzaun im Angergrund mit ihm geplaudert hatte und mit ihm in wirbelnden Röcken in die unvergeßliche grüne Weite hinausgeſtürmt war. Nichts hatte ſich ſeither geändert. Die Zeit war ſtillgeſtanden. Alles Nachfolgende war nichts als ein unguter, wirrer, ſchwerer Traum geweſen.

Entſpannt und befreit ſchritt Engelbert Luithard auf die einſtige Geſpielin zu.

„Grüß Gott, Fräulein Alwine", ſagte er lebhaft.

Sie erſchrak ein wenig, erblaßte, ward rot.

„Grüß Gott, Herr Engelbert", ſagte ſie dann unwillkürlich, offen und ohne jegliche Zurückhaltung. Sie war ſehr glücklich, ihn wiederzuſehen und machte kein Geheimnis daraus.

„Wie kommen Sie hierher?" fragte ſie nun.

„Durch einen Zufall", ſagte er.

„Mein Onkel iſt auch da. Er ſtudiert dort drüben und iſt nicht mehr loszubringen. Er hält heute einen Vortrag." Sie hatte ihr altes, unbekümmertes Weſen voll behalten.

„Ich weiß es", ſagte Engelbert.

„Haben Sie ihn ſchon begrüßt?" frug ſie.

„Noch nicht", antwortete er etwas fremd.

„Sind Sie uns böſe geweſen? Wir waren ſprachlos, als wir Sie damals bei unſerer Rückkunft nicht mehr fanden. Iſt Ihr Vater wohlauf? Und was macht die alte Ammei. Sie iſt gewiß gern in der Stadt?"

„Nicht übertrieben gern", lächelte Engelbert Luithard.

„Warum nicht? Ich möchte am liebsten für immer hier bleiben", erklärte sie frei heraus.

„Wollen Sie uns nicht durch einen Besuch erfreuen?"

„Selbstverständlich. Auch Onkel wird mit Freuden dabei sein. Er spricht immer noch viel von Ihrem Vater und der alten Annemei. Sie schritten wie Kinder auf die unbewegliche Gestalt vor dem Pultkasten zu.

Die Leute machten ihnen unwillkürlich Platz.

Fremde Gesichter lächelten sie an wie von einem Glück berührt, das nicht ihr eigenes war und doch allen zu gehören schien. Das Gold an den hohen Rundbogenfenstern steigerte seine Leuchtkraft. Und die Erde glitt nun wie ein Schiff dahin.

Engelbert Luithard drückte Alwine beglückt die Hand.

„Wir wollen ihn noch eine Weile in Ruhe lassen", schlug sie nun vor, indem sie seinen Druck erwiderte.

Er nickte ihr strahlend zu.

Sie betraten einen kleinen Seitenraum und blieben neben dem Fenster stehen, dessen Goldlichter nun das Weiß und Rot ihres Hutes und Jäckchens umjubelten.

„Warum haben Sie nie geschrieben?" fragte sie.

„Wem?"

„Mir, oder dem Onkel. Wie können Sie so fragen?" Sie sah warm zu ihm auf.

„Es war sehr unrecht von mir", bekannte er überglücklich.

Sie kam dicht zu ihm her, und er fühlte, wie ihr junger Arm sich an den seinen drängte.

„Wie geht's Ihnen denn immer?" wollte sie wissen.

„Gut, gut", lachte er sie an.

„Haben Sie eine passende Stellung?"

„Ich bin zufrieden. Übrigens habe ich erst vor einigen Tagen meinem Direktor eine Sache vorgetragen, die noch einmal Zukunft werden kann. Ich weiß allerdings noch nicht, wieweit er daran glaubt. Ich selber glaube jedenfalls fest an meine Pläne, die, wenn sie gelingen, einmal mich und viele glücklich machen werden", schüttete er sich aus.

„Das ist sehr nett", lachte sie. „Aber es ist nicht nett, daß man das alles so furchtbar geheim hält."

Engelbert Luithard drückte ihre wundervoll beglückende junge Hand.

„Kommen Sie oft in die Altertümersammlung?" fragte sie.

„Ich bin zum erstenmal hier", antwortete er lächelnd.

Alwine sah ihn erstaunt an.

„Ist's möglich?" meinte sie fast mit einer gewissen Genugtuung.

„Allerdings."

„Das dürfen Sie meinem Onkel aber nicht sagen, sonst haben Sie bei ihm für immer verspielt."

„Ich schäme mich auch ordentlich", sagte er.

„Das ist gar nicht nötig. Man kann die beste Sache übertreiben", behauptete sie freimütig.

Da richtete sich Herr Gmelin eben hoch auf.

Sie schritten auf ihn zu.

Und wieder gaben die Umstehenden den Weg frei.

„Ei, Herr Luithard", grüßte Herr Gmelin überrascht. „Es freut mich, Sie an dieser Stätte zu treffen. Wir haben leider nicht sehr viel Zeit, und es ist leider oder Gott sei Dank so, daß diese alten Dinge hier immer wieder neu sind, so oft man auch kommt und so fleißig man sie auch betrachtet."

Er versprach seinen Besuch.

Alsdann vertiefte er sich wieder in den Pultkasten.

Engelbert aber nahm nun von Alwine Abschied.

„Auf Wiedersehen", sagte er glücklich.

„Auf Wiedersehen", sagte sie wie ein Gotteskind.

*

Seyderhelm sprang aus dem Straßenbahnwagen, noch ehe derselbe völlig stillhielt. Er fing den Schwung der Fahrt in kurzen, jugendlichen Schritten auf. Er hatte den Überrock am Arm hängen und bewegte sich in der städtischen Luft durchaus vertraut, sicher, jung, wie in studentischen Zeiten. Mit raschem Blick stellte er den Namen der Straße fest. Es stimmte. Auch die gesuchte Hausnummer erwitterte er sofort. In einiger Entfernung hing an einem kunstvoll geschwungenen Ziereisen eine große, dunkelblaue Traube. Dort befand sich also die denkwürdige Weinstube, in der diese ausbündige schöne Frida in irgendeiner Eigenschaft ihre Zeit verbrachte.

Seyderhelm hatte geſchäftlich in der Stadt zu tun. Urſprünglich hatte er mit Herrn Gmelin und deſſen Nichte zuſammen reiſen wollen. Er war jedoch um einen Tag aufgehalten worden, was ihm im Grunde nur willkommen war; denn er wollte, ehe Entſcheidendes eintraf, auf alle Fälle noch das gröbſte Hindernis aus dem Weg räumen. Nun hatte er ſich auf der Fahrt in die große Stadt entſchloſſen, endlich einmal den Stier bei den Hörnern zu packen. Er hatte nun wahrhaftig tief genug in die Börſe gegriffen, um ſich dieſe tollen Dinge und dieſes tolle Weibsbild vom Hals zu halten, das ihn trotz aller Abwehr immer wieder mit einem unbeholfenen Gruß und dergleichen beglückte. Zwar ſandte Frida ihre Zeilen wenigſtens in verſchloſſenen Umſchlägen; aber er verlangte nun endlich bedingungsloſe Ruhe, die gänzliche Vergeſſenheit für alle Zeiten. Was dann trotzdem noch übrig blieb, war übergenug. Er hieb mit der Rechten ſcharf durch die Luft.

„Ein unerhörter Frechling", knirſchte er plötzlich.

Gewiß, ſein Verſehen von ehedem war peinlich. Aber woher holte ſich dieſer Burſche nun das Recht, ihn fortgeſetzt damit zu martern? Dieſer Menſch war ein Narr oder aber ein Verbrecher, deſſen Inſtinkte aus der letzten Hölle floſſen. Im erſteren Falle gehörte er ins Irrenhaus, im zweiten ins Zuchthaus.

Mit grimmigen Schritten ſtieg er die kleine Steintreppe unter der großen dunkelblauen Traube hinauf und öffnete die Tür in einen braungetäferten Raum,

in dem einige Gäſte becherten. Aus einem Nebenzimmer erglänzte zwiſchen zwei kleinen Fenſtern ein Wandſpiegel, auf deſſen Unterſatz ein Strauß künſtlicher Lilien ſtrahlte; über dem Spiegel ſchwebte ein ausgeſtopftes Käuzchen.

Seyderhelm beſtellte Wein und trank einen zornigen Schluck.

„Wohnt hier ein Fräulein Frida Spindler?“ fragte er die Wirtin, eine Frau um die Fünfzig mit einem unnatürlich rotblauen Geſicht und aufgeputzten, falſchen Haaren.

Die Wirtin bejahte die Frage, nicht ohne ein gewiſſes Lächeln.

Seyderhelm aber reichte ihr nun offen ſeine Karte. „Ich wünſche ein paar Worte mit dem Fräulein zu wechſeln“, erklärte er.

Die Wirtin verſchwand durch eine Tür hinterm Schanktiſch.

„Das Fräulein iſt im erſten Stock oben“, meldete ſie bei ihrer Rückkunft.

„Kann ich ſie nicht hier ſprechen?“

„Das Fräulein läßt bitten, ſie oben zu beſuchen.“

Seyderhelm ſchwankte einen Augenblick.

„Meinetwegen“, ſagte er dann etwas unwirſch; „haben Sie oben auch Wirtſchaftsräume?“

„Nein“, ſagte die Wirtin lächelnd.

Seyderhelm bezahlte.

Dann ließ er ſich eine enge Treppe mit gemalten Scheiben hinaufgeleiten.

Frida ſtand vor dem Spiegel und legte eben die letzte Hand an ihren kunſtvollen Haarknoten, als er eintrat.

Sie ſtreckte ihm, ohne eigentlich herüberzuſehen, die freie Rechte entgegen.

„So eine Überraſchung", meinte ſie unſchuldig und traulich.

„Die Überraſchung kommt erſt", flammte Seyderhelm auf. Er warf den Überrock auf einen der zierlich geblümten, kleinen, hellen Seſſel.

„Ei ſchau", lachte ſie gemütlich und fuhr fort, ihr wundervolles Haar zu behandeln. Sie hatte, ſeitdem ſie nun in der Stadt lebte, in gewiſſem Sinne gewonnen; an ihren Ohren hingen minder große Perlen; ihr Schmuck war geſchmackvoller. Ihr Haar war immer noch von einer nicht zu bändigenden Fülle.

„Sie haben alſo nun auch noch Beziehungen zu jenem Engelbert Luithard?" ſtieß Seyderhelm verächtlich heraus.

Sie wandte ſich etwas herüber; ihre ſchönen Zähne ſprühten. Sie lachte aus hellem Halſe, unſchuldig wie nur irgend jemand ſein kann.

„Nun glaube ich bald ſo mancherlei", wetterte er.

„Sind Sie eiferſüchtig?"

„Nein!" ſchrie er ſie an; „aber dieſer Engelbert Luithard ſchreibt mir Briefe, die, die ..."; er ſtotterte vor Wut.

„Der Mann ſpinnt ja", ſagte ſie gemütlich.

„Gewiß, aber in dieſen Briefen ſpinnt er eben leider nicht."

„So?"

„Tun Sie nicht ſo unſchuldig."

„Ich bin aber unſchuldig", erklärte ſie und ſteckte ein blitzendes Ding in ihre goldbraune Haarfülle.

„Eine ſchöne Unſchuld", lachte er grimmig.

Sie wiegte den Kopf, dann nahm ſie eine blitzende Nadel mit glührotem Knopf aus den Lippen.

„Genau ſo unſchuldig wie Sie, mein Herr", knixte ſie.

„Ich verbitte mir dieſe Sprache."

„Seien Sie doch ein bißchen nett", meinte ſie einſchmeichelnd.

„Ich verbitte mir dieſe Sprache. Ich war einmal ſchwach und dumm. Das ſtimmt leider. Aber daraus folgt nicht, daß ich nun mein Lebtag ſo bleiben muß. Begreifen Sie das?"

„Wer verlangt denn, daß Sie ſo bleiben müſſen?"

„Sie verlangen es", brüllte er ſie an.

„Ich?"

Sie lachte aus vollem Halſe.

„Begreifen Sie denn tatſächlich nicht, daß . . .?"

„Was ſoll ich begreifen?"

„Daß Sie meinetwegen nun einmal von Natur aus beſtimmt ſind, zu bleiben, wer Sie ſind, daß ich hingegen nicht geblieben bin und bleiben konnte, wer ich einmal war."

Sie lachte ihn immer nur an.

Er ließ ſich auf ein kleines Sofa fallen, warf die Beine übereinander und ſchüttelte ratlos den Kopf.

„Dem, der kein Gewiſſen hat, kann man, wie ich ſehe, eben keines geben", verſetzte er dumpf.

„Dann hätte ich alſo keines?" Sie ſteckte ihre letzte Nadel auf, warf ein prüfendes Lächeln auf die kunſtvoll geſchlungenen, ſchweren, vollen, goldbraunen Flechten. Dann ſetzte ſie ſich dicht neben ihn auf das den zierlichen Seſſeln entſprechende zierliche Sofa.

„Fragen Sie einmal, bitte, bei meinen Eltern zu Hauſe an, ob ich ein Gewiſſen habe oder keines. Und habe ich Ihnen nicht immer wieder einen Gruß geſchickt?" ſagte ſie zärtlich.

„Das hätten Sie eben bleiben laſſen ſollen."

„Brüllen Sie doch nicht ſo."

Seyderhelm lachte verzweifelt und ſchüttelte dumpf den Kopf.

„Sind Sie eiferſüchtig?" lächelte ſie.

Nun aber packte er ſie in ausbrechender Wut bei den Armen und ſchüttelte ſie wild. „In Ruhe ſollſt du mich laſſen, du Schlange, du . . . Meinen Weg ſollſt du mir frei laſſen, mein Glück, mein Schickſal ſollſt du mir laſſen."

Sie bog den ſchönen Kopf zurück und lachte immer nur.

‚Du Tier, du . . .' dachte er. Doch ſeine Vernunft war ohne Widerſtandskraft. Und geiſtesabweſend ließ er nun der Komödie in ihrer ganzen Sinnloſigkeit freien Lauf. ‚Schuld iſt Schuld', dachte

er zuletzt wie in einem dunkeln Traum. ‚Jede Schuld hat ihre eigene Hölle. Das iſt ſchon ſo. Warum bin ich zu ihr gelaufen, um die Gerechtigkeit aufzuhalten?‘

*

Engelbert Luithard trat ins Freie.

Es fing plötzlich zu regnen an, und nebelnde Schleier verlöſchten die Hänge über der Stadt.

Sein Herz aber war voll Sonne. Der weite, blütenüberſäte Angergrund ſchwamm vor ſeinem inneren Auge. Der rauſchende, alte Buchenwald ſtand überm Tal. Der blitzende Faden des Angerbaches gurgelte durch den Plan. Der ſilberne Spiegel des Rohrweihers lächelte trunken in den hohen Himmel. Das lichte Schloßbräuhaus prunkte auf der ſanften Bodenwelle. An den Fenſtern des Oſtflügels ward hin und wieder das Antlitz einer Himmliſchen ſichtbar. Es war wie ein Traum aus einer neuen Welt, in der alles geheiligt war.

Engelbert Luithard war, um ſeine Gedanken flattern zu laſſen, ſtadtaus gewandelt.

Nun befand er ſich in der Vorſtadt am Fluſſe, und plötzlich bemerkte er, daß er am Zugang der Straße angelangt war, in welcher er einſt den Neumaier und die ſchöne Frida entdeckt hatte.

Er ſpähte unwillkürlich die Häuſerzeile hinab.

Die große dunkelblaue Traube hing noch immer dort.

Er lächelte ſchmerzlich. Es gab in dieſer Welt leider immer Menſchen, die nie das Glück eines reinen Gewiſſens empfanden.

Es war merkwürdig und vielleicht doch nicht, daß er nun gerade hierher geführt wurde.

Wehte nicht vom Fenſter über jener blauen Traube ein im Dunſt ergrauendes weißes Tüchlein?

Er durchmuſterte die Straßengänger.

Auf den Gehſteigen ſchritten einige Männer und Frauen. Neben dem Abfallrohr einer Dachrinne vergnügte ſich ein Rudel Kinder. In der Nähe war eine Straßenbahnhalteſtelle.

Aber plötzlich flog ihm ein Funke ins Gehirn.

Eine gedrungene, jugendliche Männergeſtalt mit breitem Antlitz kam die Straße herauf.

Noch wußte er nicht, was er mit ihr machen ſollte; aber die Gangart des Mannes war ihm bekannt.

Zwinkernd ſchloß er die Lider nnd öffnete ſie wieder.

Jetzt bog die Straßenbahn um die Ecke und hielt an.

Die Männergeſtalt beſtieg den Wagen und ſtellte ſich in den vorderen Raum neben den Fahrer.

Die Glocke ſchrillte.

Der Wagen fuhr an, kam näher und näher.

Das Antlitz des Mannes neben dem Fahrer ſtarrte regungslos geradeaus.

Nun erkannte er Seyderhelm haarſcharf. Sein breites, volles Geſicht war todbleich, verzerrt, wie von aller dunklen Not der Welt zerriſſen.

‚Er hat also immer noch Beziehungen zu jener Frida', dachte Engelbert Luithard.

Es war unheimlich, wie die Leidenschaft diesen jungen Mann offenbar in der Gewalt hatte.

Der Wagen flog vorüber.

Der Himmel war rundum von Regenschleiern eingesponnen. Starke Tropfen klatschten aufs Pflaster.

Als der nächste Straßenbahnwagen kam, stieg Engelbert Luithard ebenfalls ein und fuhr nach Hause.

*

In der Schusterklause an der Hangstraße fanden nun umständliche, hocherregende Vorbereitungen für den Empfang der angemeldeten Gäste statt.

Engelbert hatte die halbe Nacht hindurch gearbeitet, um den nächsten Nachmittag ganz dem Besuch widmen zu können.

Vater Luithard verlegte die Werkstatt, so gut es ging, ins Schlafzimmer. Auch die Bettlade der Tante wurde abgeschlagen und aus der Stube weggetragen.

Annemei erinnerte sich nicht ohne gewissen Stolz an ihre Kochkurszeit der Jugend. Das Gasthaus zum Goldenen Rad in B. glänzte aus der Vergangenheit herauf. Ein rosiger Jünglingskopf grüßte in die Erinnerung herein. Es war ein schmucker, ganz junger Schutzmann mit blitzenden Uniformknöpfen und hellem, seidenem Haar. Er war eigentlich fast zu hübsch und zu fein für sein Handwerk. Der ganze

Mädchenflor ums „Goldene Rad“ herum war in ihn verliebt... Er hatte dann eine ſchielige Gitterſtrickerstochter mit ledigem Kind geheiratet. Nun ſchlief er längſt unter dem Raſen.

„Gott gebe ihm die ewige Ruhe“, murmelte Annemei vor ſich hin.

Sie richtete eine große Platte kunſtvoll belegter Brötchen an.

Engelbert ſtellte die Stühle der Stube zurecht, blies da und dort ein Stäubchen fort, half beim Auftragen und Anordnen der Gedecke mit.

Was doch die alte Tante noch für eine geheime Sammlung entzückender Zauberdinge in den Truhen und Schränken verwahrte! Dieſe hübſche, gefranſte Tiſchdecke, die nun aufgelegt war, hatte Engelbert wohl überhaupt nie geſehen. Goldgeränderte, bemalte Teller und Taſſen mit anheimelnden Sinnſprüchen kamen aus vergangenen Zeiten an ganz neues Licht. Man war reich, ohne es zu wiſſen. Kleine, zierlich griffige Meſſer, ſilberne Kaffeelöffelchen lagen neben den blinkenden Tellern.

„Deine Mutter kommt aus einem Beamtenhauſe. Das iſt dir wohl nicht mehr erinnerlich,“ meinte Annemei wichtig, als ſie die großen, verwunderten Augen ihres Neffen bemerkte; „übrigens geſchieht das alles einzig und allein dem Fräulein Alwine zuliebe. Herr Gmelin iſt und bleibt für mich Luft.“

„Du tuſt ihm unrecht“, widerſprach Engelbert.

„Kann ſein; aber er hat uns nun einmal zum Tempel hinausgejagt. Ich habe ihm verziehen; aber ich habe keinen Grund, ihn nun auch noch zum Eſſen einzuladen", beharrte ſie.

„Er hat ſich namentlich auch gleich nach dir erkundigt. Ich bitte dich, ſchweige wenigſtens in ſeiner Gegenwart von längſt vergangenen Dingen. Du darfſt die allgemeine Freude nicht verderben", ſagte er.

„Das geſchieht auch nicht. Du ſiehſt doch, wie ich mir Mühe gebe", entgegnete Annemei.

Engelbert Luithard legte in dankbarer Wallung den Arm um ihre Schulter.

„Ich danke dir", ſagte er zärtlich. „Ich freue mich ja rieſig. Ich mache gar kein Geheimnis daraus."

Er ſah voll Spannung auf die Uhr, dann lief er erregt ans Fenſter.

„Von dieſer Scheibe aus ſiehſt du doch nichts", foppte Annemei.

„Vater", rief Engelbert. „Biſt du fertig? Es iſt Zeit. Nun können ſie jeden Augenblick kommen."

„Jawohl", tönte es aus der Kammer zurück.

Gleich darauf betrat der alte Luithard die feſtliche kleine Stube. Er trug Gehrockanzug, Krawatte und Manſchetten. Sein graues Haar kräuſelte ſich kokett um den hageren Nacken. Sein etwas gelbliches, kleiner gewordenes Geſicht war ſorgfältig raſiert. Er machte einen dermaßen feierlichen Eindruck, daß dem Sohn vor Ergriffenheit das Waſſer in die Augen ſtieg.

Annemei reckte die Arme in die Luft.

„Gibt's eine Hochzeit oder eine Leiche? Mir ſcheint, ihr habt alle beide das Gedächtnis verloren", ſtichelte ſie.

„Ich verlange von dir nicht, daß du dein Feſtkleid anlegſt; aber wenn ich es anlege, ſo weiß ich, was ich tue", erklärte der alte Luithard voll anſteckender Würde.

Annemei blickte an ſich hinunter. Sie trug bereits ihre ſilbergraue Sonntagnachmittagsbluſe.

„Es bleibt dabei", erklärte ſie. Indeſſen band ſie doch die Schürze los und ſagte: „Einen neuen Schurz ziehe ich ſchließlich an. Das wird, denke ich, genügen. Ganz verrückt aber bin ich immer noch nicht."

Die Wanduhr ſchlug die Stunde aus.

„Die Herrſchaften haben ſich allem nach verſpätet", meinte Engelbert nervös.

Auch der alte Luithard ſtarrte unverwandt auf die Straße hinaus.

„Vielleicht fahren ſie mit der Straßenbahn über die Höhe und kommen von oben herunter", ſagte Engelbert.

„Geſcheit wäre das", ſagte Annemei.

Von der Stadt herauf hob ein dumpfes Grollen an.

„Schon wieder ein Möbelwagen! Was die Leute alle hier oben ſuchen, iſt mir unbegreiflich. Man könnte meinen, das Paradies liege irgendwo in dieſer Gegend", ſpottete Annemei.

„Wahrſcheinlich ziehen ebenſo viele Leute weg wie her", entgegnete der alte Luithard.

Engelbert drehte ſich unruhig um, ſah wieder auf die Uhr, ſtreifte mit flimmernden Blicken den feſtlich gedeckten Tiſch, den hübſchen bunten Strauß in der bauchigen, blauen Glasvaſe, das blitzende Geſchirr und endlich die mit verſchränkten Armen an der Tür ſtehende Tante.

„Hoffentlich iſt nichts dazwiſchen gekommen", beſorgte er.

Annemei lachte trocken.

„In einer großen Stadt iſt allerlei möglich", behauptete ſie.

Eine weitere halbe Stunde verging, eine ganze verging.

Alles, was licht im Raume geweſen war, ward nun traurig und düſter.

„Nun glaube ich bald, daß ſie überhaupt nicht mehr kommen", erklärte Engelbert dumpf.

Der alte Luithard ſtand verſonnen am Tiſch. Seine ſchweren Hände ruhten auf der Stuhllehne.

„Dann ſetzen wir uns eben ſchließlich nieder und eſſen, was uns ſchmeckt", ſchlug er vor, indem er die Hände in einer kurzen zuckenden Bewegung aufhob und wieder ſinken ließ.

„Wenn ſie aber doch noch kommen?" meinte Engelbert.

„Dann heißt's eben, wer nicht kommt, hat gehabt," entgegnete Annemei; „ich habe dem guten Wetter von Anfang an nicht getraut."

Auf Engelberts Vorſchlag hin wartete man noch

eine weitere halbe Stunde. Dann gab man noch einmal eine Viertelſtunde darein.

Alsdann aber ſetzte man ſich, wie aus der Welt verſtoßen und verfemt, ſtumm und traurig an den reich gedeckten Tiſch.

Es ging nun ſchon gegen Abend, das Gold der bemalten Teller begann zu erlöſchen, die bunten Blumen der bauchigen blauen Glasvaſe ermatteten. Alles wirkte unſäglich müde und welttraurig.

Es war das wahrhaftige Schattenhaus am Ende alles lichten Lebens, in dem man jetzt wohnte.

Sie ſprachen kein Wort. Der alte Luithard verſpeiſte aufrecht und feierlich, ohne ein Krümchen zu mißachten, ein Brötchen ums andere.

Engelbert würgte mit hängendem Kopf von Zeit zu Zeit einen Biſſen hinunter.

Nur Annemei ließ ſich das Mahl tapfer ſchmecken. Sie ſah geradeaus durchs Fenſter auf die hohe vielfenſtrige Hauswand über der Straße, wo es durchaus nichts Neues zu ſehen gab. Zwiſchenhinein lachte ſie immer wieder ein kurzes, trockenes Lachen.

„Ich bin nur froh, daß ich mich nicht auch noch ſchwarz angezogen habe, ſonſt wäre unſer Mahl tatſächlich das reinſte Leichenmahl geweſen“, ſagte ſie zuletzt und begann den Tiſch abzuräumen.

„Ich bin immer noch überzeugt, daß eben irgend etwas Unvorhergeſehenes dazwiſchen gekommen iſt“, erklärte Engelbert heiſer.

„Ein guter Glaube hilft über ſo manches hinweg", ſagte Annemei kühl.

„Die Möglichkeit, die Herrſchaften an der Bahn bei der Abfahrt zu treffen, bleibt mir noch auf alle Fälle", verſetzte Engelbert. Denn ich will mir nun erſt recht Gewißheit verſchaffen."

„An deiner Stelle bliebe ich lieber weg", riet Annemei grinſend.

„Nein, nun erſt recht nicht. Warten, bis der Zufall über einen verfügt, das hat auch keinen Sinn. Einmal muß man damit brechen und zeigen, daß die Sonne nicht ausſchließlich in den Pacht der andern übergegangen iſt, daß man ein Recht hat, da zu ſein und ſich zu regen und ſeine Sache auszufechten."

Annemei ſtellte die goldumrahmten Teller wieder nieder. In ihren Augen begann es zu leuchten; ihr feuchter, zahnloſer Mund ſtand leiſe offen. Sie trank die Worte ihres Neffen wie eine wunderſame Medizin, die am Ende vielleicht doch noch einmal helfen könnte. Auch der alte Luithard hörte leiſe nickend und ergriffen zu.

„Zehn Minuten nach neun Uhr fährt der Zug auf Bahnſteig zwei ab; alſo ſind ſie um dieſe Zeit dort. Alſo werde ich um dieſe Zeit ebenfalls dort ſein." Er war jung, ſo jung, wie man es nur wünſchen konnte.

*

Um dieſe Stunden ſaßen Herr Gmelin, Alwine und Seyderhelm im oberen Stock eines kleinen Gaſthofes.

Alwine hatte Seyderhelm von dem beabſichtigten Beſuche bei der Familie Luithard in Kenntnis geſetzt und ihm vorgeſchlagen, mitzugehen.

Seyderhelm erblaßte leiſe.

„Ich danke", ſagte er eigentümlich.

„Die Familie wäre ſicher ſehr erfreut, wenn Sie mitkämen", meinte Alwine.

„Das glaube ich kaum", ſagte er, und über ſein breites Antlitz jagte ein dunkles Rot. Der warme, herzliche Ton, in dem Alwine von der Luithardſchen Familie ſprach, ging ihm ſtark auf die Nerven. Ein heimliches Blitzen ſchlug aus ſeinen Augen. Seine alte, nie ganz zu beherrſchende Kampfnatur durchtoſte ihn.

Nun zuckte er die Achſeln und lächelte ſpitz.

„Ich habe bisher mit einer gewiſſen Abſicht über dieſe Familie Luithard geſchwiegen", erklärte er eigentümlich. „Leider hatte ich meine beſonderen Gründe hierfür."

„So reden Sie doch", bat Alwine ungeduldig.

Seyderhelm wiegte ſich leiſe hin und her. Dann griff er in ſeine Rocktaſche, zog indeſſen die Hand wieder leer zurück.

Herr Gmelin, der in einer großen Zeitung las, ſtreifte die jungen Leute zufällig: ‚Was haben ſie denn ſo Wichtiges?' dachte er lächelnd und las weiter.

„Haben Sie den jungen Luithard geſprochen?" frug Seyderhelm nun plötzlich.

„Allerdings", gab Alwine erſtaunt über ſein Benehmen zur Antwort.

„Wo, bitte ſchön?" fragte er.

„Nun, in der Altertümerſammlung", ſagte ſie.

„Haben Sie ihm mitgeteilt, daß Sie ihn dort zu treffen wünſchen?"

„Das iſt ja das reinſte Verhör."

„Allerdings", erklärte er dunkel.

„Fahren Sie nur munter fort", lachte Alwine.

„Wie war er gekleidet?"

Alwine beſann ſich. „Er trug einen dunklen Überrock, hohen Stehkragen wie immer, dunkelblaue Kragenbinde mit ſilberweißen, rhombiſchen, ſeidengeſtickten Tupfen."

„Er war alſo gut gekleidet?"

„Sehr gut, fein ſogar", verſetzte ſie.

Seyderhelm ſah ihr wieder, wie vorhin, ſtumm ins Geſicht. Dann ſagte er langſam, gedämpft, ein Wort ſcharf hinter das andere ſetzend: „Er iſt entweder ein Geiſtesgeſtörter oder aber ein Spitzbube, vielleicht auch beides zugleich."

„Das iſt zuviel! Das ſagen Sie nie mehr. Das kann nicht Ihr Ernſt ſein", entgegnete Alwine empört.

„Was gibt's denn?" fragte Herr Gmelin und legte die große Zeitung nieder.

Seyderhelm griff in die Taſche, brachte einen Brief zum Vorſchein und reichte ihn mit eiſiger Hand über den Tiſch hinüber.

Herr Gmelin nahm das Papier in Empfang, las ein paar Zeilen mit hochgezogenen Brauen, fuhr ſich mit irren Fingern über die Stirn und ſah dann ſprachlos bald Ulwine, bald Seyderhelm an. „Eher hätte ich an weiß Gott was geglaubt. Das iſt ja bodenlos! Mich dauert nur der alte Mann, der ſein Vater iſt.“

Ulwine ſtarrte entſetzt in die hüpfenden Blätter. Es war Engelbert Luithards Handſchrift. Er ſchilderte ſeine bedrängte Lage mit ausſchweifender Ausführlichkeit. Er habe kaum mehr das Allernötigſte an Kleidern. Er habe einen Teil ſeiner Garderobe verkaufen müſſen, ſchrieb er, um ſeine Familie vor dem Verhungern zu bewahren. Er bitte um eine Unterſtützung und ſo fort.

Ulwine ſank in den Stuhl zurück.

„Dabei war er ſehr gut gekleidet und hat überhaupt den beſten Eindruck gemacht“, ſagte Herr Gmelin kopfſchüttelnd.

„Das Feinſte kommt noch“, erklärte Seyderhelm. „Er drohte mir nämlich auf einem beiliegenden Zettel, den ich im erſten Zorn leider zerriſſen habe, mit allerlei dunklen Dingen, wenn er nicht eine beſtimmte Summe erhalte.“

„Er iſt übergeſchnappt, ganz und gar übergeſchnappt, er war immer ſchon ein eigenartiger junger Mann. Es iſt nur gut, daß Sie uns davon unterrichtet haben. Es tut mir leid, aber wir können ihm unter dieſen Umſtänden nicht einmal durch den

Fernſprecher abſagen. Das gäbe nur neue Unannehmlichkeiten. Mich dauern bloß die beiden alten Leute", ſagte Herr Gmelin noch einmal.

*

Die großen Bogenlampen warfen ihr Sprühlicht in die Bahnhofhallen. Eine dichte Menſchenmenge drängte ſich durcheinander. Es roch nach Staub. Die Warteſäle waren überfüllt. Sämtliche Plätze um die großen ovalen Holztiſche waren beſetzt.

Herr Gmelin, Alwine und Seyderhelm ſtanden neben der Ausgangspforte.

Engelbert Luithard zwängte ſich mit Mühe durch den erleuchteten, vornehmen Raum.

Alwine erblickte ihn zuerſt. Sie ſtieß einen leiſen Schreckensruf aus.

Engelbert Luithard ſchritt indeſſen entſchloſſen auf die Gruppe zu. Er lüftete grüßend den Hut.

Herr Gmelin tat verblüfft einen halben Schritt und ſtellte ſich gleichſam ſchützend vor ſeine Nichte. Dann reichte er dem Ankömmling raſch die Hand. Er nickte, ohne darauf zu achten, was der andere nun ſagen würde, gleichſam zum voraus zuſtimmend und verbindlich. Er gab ſich ſo freundlich, herablaſſend, wohlwollend, väterlich als es ihm nur möglich war. Er erging ſich in einer übertriebenen Gebärde. „Entſchuldigen Sie gütigſt, wir ſind unverſehens abgehalten worden. Wir hatten den beſten Willen, zu Ihnen zu kommen."

Engelbert ſah dem alten Herrn verdutzt ins Geſicht.

„Wir hatten bereits unſern beſcheidenen Tiſch gedeckt", erzählte er.

„Es tut uns, wie geſagt, ſehr leid", wiederholte Herr Gmelin noch gedämpfter als vorhin und griff nach der Taſchenuhr.

Engelbert Luithard blieb völlig verdutzt ſtehen.

„Die Herren kennen ſich doch?" ſagte Herr Gmelin, um irgendeinen Ausweg zu finden. Er wies mit einer gewinnenden Handbewegung auf Seyderhelm.

Engelbert Luithard zog die Brauen hoch. Und eine Sekunde lang ſah er dem Manne nun lächelnd bis ins Innerſte. „Allerdings", antwortete er nach einer Weile.

Seyderhelm verneigte ſich leicht. Da faßte aber Herr Gmelin den jungen Luithard begütigend bei den Armen, wie um irgendeinen Ausbruch zu verhüten, denn es war ihm, als hinge nun die Luft voll der tollſten Möglichkeiten.

In dieſem Augenblick wurde endlich die Bahnſperre geöffnet.

„Unſer Zug fährt nun leider weg", ſagte Herr Gmelin. „Wir ſind ſehr erfreut, Sie getroffen zu haben, Herr Luithard. Grüßen Sie, bitte, Ihren Herrn Vater und Fräulein Annemei." Er drückte dem jungen Manne eilig die Hände und ſchob ſeine Nichte in heller Sorge vor ſich her.

Seyderhelm ſah dem Zurückbleibenden bohrend in die Augen. Dann ſchritt er aufrecht, den Kopf

unbeweglich über dem breiten Rücken tragend, dem Ausgang zu.

‚Wenn ich sie nicht bekomme, so ist es eben mein Schicksal‘, dachte Engelbert Luithard zu Tode verletzt. ‚Es war verwegen von mir, mit diesem Glück zu spielen. Doch es gibt tausend schöne Frauen; ja, es gibt mehr schöne Frauen als gut ist. Es ist eine Torheit, irgendeine einzige als einziges Glück zu betrachten. Vielleicht brauche ich überhaupt keine. Vielleicht ist mein Leben lichter und voller ohne Frauenliebe. Jedenfalls ist die Liebe noch lange kein Endziel und bedeutet noch lange nicht die letzte Lösung. Das Leben ist und bleibt ein ewiges Rätsel. Nichts wird endgültig gelöst durch die Liebe, und es ist ein süßer Trug der Dichter, den Menschen mit der Liebe das Allerletzte vergessen zu machen.‘

Engelbert Luithard dachte das alles in einem einzigen Zug.

„Ich werde sie nicht haben“, sagte er noch einmal zu sich selber. „Aber der andere, dieser Seyderhelm, soll sie auch nicht haben“, setzte er sofort hinzu.

Er faßte diesen glühendsten Entschluß mit allem, was gut und treu in ihm war.

Nun verließ er den Bahnhof und wanderte heimwärts.

Die Nacht war bewölkt. Nur hin und wieder blitzte ein fernes Sternlein auf.

Er schritt am Stadtgarten vorbei, die lange Straße zum Hang empor.

Er hatte nun dieſen und jenen Weg vor ſich. Jedenfalls wollte er mit Überlegung handeln und keinen Schlag ins Waſſer tun.

„Haſt ſie getroffen?“ fragte Annemei, als er zu Hauſe ankam.

„Jawohl“, ſagte Engelbert kurz.

Die Alte legte ihre Zeitung weg, ſtreifte mit der der Hand darüber hin, ſchob die Brille auf die faltige Stirne und ſah dem Neffen wartend ins Antlitz.

„Was haben ſie nun gewußt?“ fragte ſie.

„Es iſt ſo geweſen, wie ich vermutet hatte; ſie ſind unverſehens verhindert worden.“

Er gähnte in die hohle Hand.

„Sind verhindert worden“, wiederholte Annemei im ſelben Tone.

„Ja, wie es eben ſo geht. Wo iſt der Vater?“

„Er iſt heut bald zu Bett gegangen.“

Engelbert ſchritt noch ein paarmal die kleine Stube auf und ab.

Annemei las nun wieder in ihrer Zeitung.

„Gute Nacht, Tante“, ſagte er an der Tür. „Ich geh zu Bett!“

„Ich auch. Es iſt immer noch das Geſcheiteſte, was man tun kann. Solang man ſchläft, lebt man gut und billig. Gott ſei Dank habe ich von jeher einen geſunden Schlaf. Gute Nacht.“

Der Winter kam diesmal frühe. Ins Stadthaus am Schattenhang kroch eine ganz besonders geartete, den neuen Bewohnern des Erdgeschosses bisher durchaus fremde Kälte. Was man auch berührte, war zähklebrig von ihr überzogen. Die Küchentür auf den kleinen Hinterplatz hinaus verschwoll und konnte manchmal wochenlang nicht mehr richtig geschlossen werden. Man hatte einen einzigen Ofen. Annemei trug über die ganze Zeit, mitunter selbst in der Stube, ein dickes, baumwollenes Kopftuch und eine gestrickte Wolljacke. Sie kämpfte gegen diese neue, fremde Kälte wie gegen ein unheimliches Wesen, das, wo sie ging und stand, im Dunkel kauerte und sich durch nichts vertreiben ließ, auch durch keinen noch so freundlichen Witterungsumschlag. Ob nun der laue West wehte, ob der Herdrauch der Häuser dünn und senkrecht in einen frostklaren Himmel stieg, ob ein sanfter, weicher, weißer Schnee aus dunkler Wölbung auf das lange Dach des hohen Hauses über der Straße niederrieselte, ob eine milde Sonne diese wundersame Schimmerwolle wieder ableckte und die Dachrinnen gurgelten, ob feine Regenperlen hinter den Schnittlauchstöcken von den Scheiben rannen: in Luithards Schuhmacherwohnung hatte man im Grunde immer ein und dasselbe Wetter. Die andere Welt aber, die draußen in der schönen Stadt wie überall unter der alten und getreuen Sonne hinfloß, kannte man kaum noch, da man alles immer nur von der eigenen Klause aus beurteilte.

Engelbert war in dieſen Zeiten innerlich derart ſtark beſchäftigt, daß er für die beweglichen Lamentationen der Tante eigentlich wenig übrig hatte.

Er hatte ſich die Ausführung ſeiner Schwüre doch leichter gedacht, als ſie nun in Wirklichkeit war. Der ſelbſtloſe Verzicht auf eine insgeheim aufblühende Liebe, der im erſten Schwung ſo herbſüß und heldenhaft mundete, war nun das Allerſchwerſte geweſen. Der andere Entſchluß, eine Verbindung zu verhüten, die unter keinen Umſtänden ſtattfinden durfte, barg ebenfalls ganz ungeahnte Schwierigkeiten. Manchmal zweifelte er tatſächlich daran, ob er denn wirklich die Pflicht, ja ſelbſt nur das Recht dazu hatte; ja mitunter ſchien es ihm, als wäre das, was ihn mit ſeinem Schwur verknüpfte, ſchließlich doch immer noch eine Art geheimer, verzweifelter Liebe.

Nach langem Zaudern und Überlegen entſchloß er ſich endlich, ein Schreiben an Alwinens Onkel abzuſenden. Er vertrat darin die beſtimmte und heiligſte Überzeugung, daß Seyderhelm niemals der vom Schickſal erwählte Mann des Fräuleins ſein könne. Er beteuerte ſeine unbedingte Uneigennützigkeit und Sachlichkeit in dieſer Angelegenheit und ließ durchblicken, daß er im äußerſten Falle bereit ſei, Gründe für ſein Vorgehen beizubringen.

Der Brief blieb ohne Antwort; er hatte ſchließlich auch keine erwartet. Aber er hatte nun jedenfalls ſeine Warnung an den Mann gebracht.

Die ſchöne Frida hatte ihr Domizil in der Vor-

ſtadt am Fluſſe aufgegeben. Sie wohnte nun in einer verkehrsreichen Straße im Mittelpunkt der Altſtadt.

Neumaier hauſte ihr gegenüber im Erdgeſchoß neben einem Uhrenladen.

Das alles zu erfahren, war nicht ſchwer geweſen.

Einmal begegnete Engelbert Luithard dem Paar auf dem Schloßplatz während eines Sonntagmorgenkonzertes. Neumaier hatte an dieſem Vormittag noch zwei weitere Damen als Begleitung. Er ſchritt in vornehmer Läſſigkeit, das rechte Bein wie immer leiſe nachſchleppend mit ſeiner Geſellſchaft im Viereck um den Muſikpavillon. Diesmal trug er ſchwarzen ſteifen, feinen Hut, dunkeln, flott in die Hüfte fließenden Überrock mit feudalem Schlitz und Rückengurt.

Die Rechte ſtützte ſich auf einen grellgelben Rohrſtock, deſſen Griff einen kunſtvollen kleinen, elfenbeinernen Totenſchädel darſtellte. Er wandte das Haupt zu galantem Geplauder nach links und rechts und erhielt ſeine Begleitung durch leicht hingeworfenen Scherz in dauernder Munterkeit.

Frida blieb in dieſem Augenblicke wie halb ſchmollend etwas hinter der Gruppe zurück. Sie trug heute einen leicht über die Schultern geworfenen, teuren Pelz.

„So, auch hier?“ lächelte ſie erſtaunt, als ſie den einſtigen Buchhalter Engelbert Luithard plötzlich im Schwarm der Promenadegäſte bemerkte.

„Jawohl“, antwortete er, indem er ſein weiches, dunkles Hütchen lüftete und ſofort wieder aufſetzte.

„Wo wohnen Sie denn?" erkundigte sie sich.

„Ganz am Rand der Stadt", gab er zur Antwort.

„Wo denn? In der Kelenbergstraße?"

„Woher wissen Sie denn das?" fragte er erstaunt.

Sie verdrehte ihre schönen, glanzbraunen Augen, und warf den Kopf mit dem großen, schiefen Hut leicht auf die Seite.

„Ich rate ja nur", behauptete sie. „Übrigens gibt's ein Adreßbuch, wenn Sie es mir nicht sagen wollen. Wohnen Sie hübsch?"

Sie lachte kurz und seltsam.

„Ich wohne bei meinem Vater, dem Schuhmacher", versetzte er.

„Ei was? Ist er auch hier? Und die alte Annemei wohl ebenfalls?" forschte sie in einem Tone, der nicht sehr echt klang.

„Jawohl."

„Ich werde Sie mal besuchen; gleich morgen, womöglich. Ich will mir schon längst neue Stiefel machen lassen. Das trifft sich ja herrlich."

Sie gab sich den Anschein einer großen Dame. Zwar wirkte diese Haltung eher etwas belustigend. Aber sie war immer noch hübsch und wohlerhalten.

Engelbert Luithard hatte gegen diesen Besuch plötzlich gar nichts einzuwenden. Er hatte sogar einmal den Gedanken erwogen, Frida aufzusuchen und über allerhand noch zweifelhafte Dinge auszuforschen. Nun kam sie selber. Das konnte ihm nur recht sein.

„Sind Sie noch immer ledig?“ ſcherzte ſie und ſchwang ihr feines Handtäſchchen.

„Gewiß“, antwortete er.

„Ganz?“ ſchnippte ſie.

„Ganz“, verſetzte er kurz.

„Alſo, auf Wiederſehen“, ſagte ſie lachend.

„Guten Tag“, dankte er und lüftete den Hut.

Sie verſchwand in der Menge.

Zwiſchendurch ſah er noch einmal ihren großen, ſchiefen, braunroten Federhut.

Dann war ſie weg.

Aber als er am andern Tag zum Mittagsmahl nach Hauſe kam, ſaß ſie tatſächlich in der kleinen Stube am Fenſter mit den Schnittlauchſtöcken. Sein Vater aber nahm eben das Maß ihres zierlichen, in einem bunten Seidenſtrumpf ſteckenden Fußes.

„Grüß Gott“, rief ſie ihm laut entgegen und ſchüttelte ihre Hand in der Luft.

Der alte Luithard drehte den Kopf halb lauernd, halb erheitert herüber.

Annemei ſaß mit ſchnabelartig zugeſpitzten, ſpöttiſchen Lippen auf dem platten Sofa. Ihre dürren Hände ruhten unbeweglich im Schoß. Ihr zerfurchtes, knochiges Antlitz war ganz ſtraff von einem unbeſchreiblichen Drang zu Kritik und Spott. Sie muſterte mit ablehnenden, mißbilligenden Blicken dieſe aufgedonnerte Frida, die geſchwollene Pelzjacke, die funkelnden Armſpangen, eine große Halsbroſche mit großem, blaugrünem Stein, die großen Ohrgehänge.

Es entging ihr nichts an dieſer hergewehten, aufgeplusterten Erſcheinung, die hier in der kleinen, dämmrigen Stube wie ein Zeugnis aus einer unglaublichen, unverſtändlichen, gänzlich fremden, fernen Welt wirkte.

Engelbert blieb an der Tür ſtehen. Sein gewelltes dunkles Haar erſchien im Dämmer nun rabenſchwarz; ſein blaſſes junges Geſicht mit dem dunkeln Bartſtrich über dem Mund leuchtete ſcharf aus der Umrahmung.

Er nickte grüßend. Seine Zähne blitzten grell. Er machte in dieſem Augenblick einen durchaus überlegenen Eindruck, was Annemei erſtaunt und nicht ohne Stolz bei ſich feſtſtellte.

„Das Fräulein muß keine ſchlechte Stellung haben", bemerkte die Tante mit einer entſprechenden Kopfwendung gegen ihren Neffen hin.

Frida errötete flüchtig.

„Es muß eben ein jeder ſehen, wie er ſich durchſchlägt", meinte Frida und wiegte das Haupt in einer eigentümlichen Bewegung leiſe hin und her. „Jedenfalls ſchicke ich immer noch einen Notpfennig an meine Familie nach Hauſe."

So was läßt ſich hören", ſagte Annemei. Aber ſie ſchob ihre ſchmalen Lippen immer weiter vor und vergaß es, ſie wieder zurückzuziehen.

„Mein einſtiger Genoſſe Neumaier iſt ja auch hier in der Stadt", bemerkte Engelbert Luithard wie nebenbei. Er ſtemmte ſich läſſig gegen die Tür und

ſchlug ein Bein über das andere. Er ſah nun mit ſeinem überlegen lächelnden, weißen Antlitz, den ſpöttiſch gebleckten Zähnen, den leiſe blitzenden Blicken völlig verändert aus.

Frida ſchlüpfte indeſſen unter der Beihilfe des alten Luithard in ihren Schnürſtiefel.

„Ja, Neumaier iſt auch hier", beſtätigte ſie obenhin und wie gelangweilt, während ſie die Hantierung des Schuhmachermeiſters verfolgte.

„Treffen Sie ihn manchmal?" fuhr Engelbert Luithard fort.

„Er wohnt doch in meiner Nähe", ſagte ſie offen.

„Was hat er denn für ein Geſchäft?" wollte Annemei wiſſen.

„Darin kenne ich mich nicht aus. Er treibt alles mögliche. Jedenfalls verdient er viel Geld. Gegenwärtig gründet er eine Patentverwertungsgeſellſchaft oder etwas Ähnliches. Ich verſtehe nichts von dieſen Dingen. Ich weiß nur, daß er nichts unternimmt, was nicht Geld einbringt. Er hat einen hellen Kopf", erzählte ſie.

„Einen ſehr hellen Kopf", bemerkte Engelbert Luithard etwas zweideutig.

Frida blitzte ihn fragend an. Sie witterte unbewußt eine gewiſſe Kampfluſt. „Sie ſind auch nicht auf den Kopf gefallen, Herr Luithard", warf ſie ihm entgegen.

Engelbert wiegte ſich leiſe. „Kann ſein", lachte er kurz.

„Ich habe dieſen Neumaier immer für einen Gauner gehalten", erklärte Annemei nun aber ohne weiteres.

Der alte Luithard warf ihr ein tadelndes Auge zu.

„Nimm dich wenigſtens ein klein bißchen in acht", mahnte er gutmütig.

Engelbert grinſte mit vollem Geſicht.

„Es wird wohl richtig ſein", erklärte Frida unbekümmert.

Engelbert Luithard blieb unbeweglich ſtehen.

Die ſchöne Frida aber ſtarrte dem jungen Engelbert Luithard geſpannt und hingenommen ins Antlitz. Sie vergaß in dieſem Augenblick alles, was ſie bisher erlebt hatte und geweſen war. Sie war vielleicht zum erſtenmal in ihrem Leben wirklich verliebt in dieſen merkwürdigen jungen Mann, deſſen kreideweißes, freies, fleckenloſes, durch nichts getrübtes Antlitz ſo unwiderſtehlich einnehmend aus dem abgründigen Dunkel der umrahmenden kurzen Locken glühte.

„Erinnern Sie ſich noch des Herrn Seyderhelm?" frug Engelbert unvermittelt.

Eine jähe Welle ſchoß über Fridas Antlitz. Aber ſie faßte ſich ſofort und ſagte kampfbereit: „Denken Sie ebenfalls an ihn zurück?"

„Bisweilen", lächelte er ſpitz.

„Er heiratet nun das Fräulein Alwine", gab ihm Frida ebenſo ſpitz zurück.

Engelberts Antlitz ward auf eine Sekunde dunkelrot, ſo daß es gleichſam wie ausgelöſcht in ſeiner Umrahmung verſank.

„Ich zweifle ſtark daran", erklärte er endlich heiſer.

„Soviel ich gehört habe, iſt es ganz ſicher", verſetzte ſie und ließ ihn nicht aus den Augen.

„Von wem haben Sie es denn gehört?" fragte er.

„Ich habe es eben gehört", behauptete ſie.

„Die Leute reden viel, wenn der Tag lang iſt", meinte Annemei trocken.

„Im übrigen geben die beiden ein ganz nettes Paar", behauptete Frida. Sie ſah Engelbert lauernd an.

„Das finde ich nun gar nicht", entgegnete er ſcharf, und ſein Geſicht verſank wieder.

„Warum nicht?" Sie hielt den Atem an vor Spannung.

„Laßt die Leute in Ruh. Es hat ein jeder ſeinen Weg ſelber zu verantworten", ſagte der alte Luithard; man merkte ihm an, daß er das Ende der Unterhaltung herbeiwünſchte.

„Warum nicht?" fragte Frida noch einmal.

Engelbert beſann ſich und wog ſeine Worte.

„Das wiſſen Sie doch beſſer als ich", verſetzte er dann.

„Ich? Wieſo?" tat ſie erſtaunt. Sie war ein bißchen, aber nicht ernſthaft verlegen, und es klang im Grunde durchaus unſchuldig, als ſie meinte: „Jeder Menſch hat ſeine Vergangenheit; das iſt nun einmal ſo; ich war von jeher veranlagt, das Vergangene zu vergeſſen und zu verzeihen." Sie wandte ſich an Annemei. „Habe ich nicht recht, Fräulein Annemei?"

„Ich bin kein Advokat", wich die Alte aus.

„Was man vergißt, kann man auch nicht verzeihen", entgegnete Engelbert Luithard.

„Meinetwegen", lachte Frida verständnislos und und nahm schließlich Abschied.

Als sie draußen war, sagte Annemei: „Wir sind doch die Allereinfältigsten."

„Wieso?" frug der alte Luithard erstaunt.

„Weil wir fromm und brav und bieder und saudumm in diesem Loch sitzen bleiben, während die andern draußen ringsum in Saus und Braus leben."

Der alte Luithard hob einen fertigen Stiefel ins Licht.

„Möchtest du etwa mit dieser schönen Frida tauschen?" fragte er gemütlich.

„Nein, nein", wehrte sich die Alte; „aber die Sonne und eine lebendige Kuh möchte ich schon noch einmal sehen, ehe ich sterbe."

„Vielleicht ist die Zeit, in der dein Wunsch erfüllt wird, gar nicht so fern", behauptete Engelbert.

Annemei sah ihn halb höhnisch, halb hoffnungsvoll an.

Engelbert rührte sich nicht.

„Ich habe vor einigen Tagen meinem Direktor eine längst reife Sache vorgetragen, deren Ausführung so mancherlei in unserem Haushalt verändern könnte."

Annemei stutzte. „Eine Sache?"

„Eine Sache", sagte er froh.

„Du hörst wohl das Gras wachsen, das meine

Kuh, die ich wieder ſehen will, freſſen ſoll", ſoppte Annemei.

„Nein, aber wir haben nun bereits in der Fabrik ein Leſezimmer ins Leben gerufen."

„Ein Leſezimmer? Ei, ei, ein Leſezimmer", ſchnippte ſie.

„Ja, und nun ſollteſt du einmal ſehen, wie jung und alt hier klebt und lieſt und tauſend Feſte hat."

„So, ſo", ſagte Annemei.

„Und nun behaupte ich, daß eine große öffentliche Leſehalle, womöglich inmitten der Stadt oder am Hauptbahnhof, inſofern man nur das Richtige träfe, eine höchſt ausſichtsvolle und herrliche Sache ſein müßte. Ich bin überzeugt, daß ein ſolches Unternehmen ſich auch finanziell rentieren würde", fuhr er feurig fort.

„So, ſo." Annemei gähnte.

Der alte Luithard hob ſeinen Stiefel wieder ins Licht.

„Der Plan iſt gar nicht ſo übel," meinte er ſchließlich, „nur iſt es eben ein Plan."

*

Eines Tages nun, als man mit den gröbſten Sorgen für eine Weile überm Berge zu ſein ſchien, und die erſten, ſpärlichen kurzen Sonnenſtrahlen in die Schuſterſtube des Schattenhauſes fielen, las Annemei, deren Augen wie die eines Habichts die Zeitungsfelder

nach Nachrichten aus der alten Heimat abſuchten, die Verlobungsanzeige Alwinens mit Seyderhelm.

Engelbert kam an dieſem Tage abends ſpät nach Hauſe. Die beiden Alten hatten kein Licht mehr und ſchliefen wohl bereits. Er hatte im Leſeſaal einer Bibliothek bis Torſchluß in einem Buche geleſen, das nachwies, daß die Menſchen aller Zeiten, Zonen und Zungen im Grunde ein und dieſelbe Sprache hatten und im Grunde die letzten Rätſel in ein und derſelben Weiſe deuteten... Auf Umwegen war er dann durch ſtille Straßen in der lauen Blaunacht heimgewandelt.

Als er das Licht des finſtern kleinen Korridors andrehte, bemerkte er auf der an der Wand dunkelnden polierten Kommode den Nähkorb der Tante und darin die Zeitung. Das fiel ihm ſofort auf; denn die Sachen hatten ſonſt einen andern Platz. Zum Überfluß lag der gläſerne Briefbeſchwerer mit Anſicht des Schloßbräuhauſes auf der Zeitung. Überraſcht zwinkerte er die Dinge an. Er hing noch Hut und Stock an den Haken; dann nahm er die Zeitung zur Hand. Eine dicke wuchtige Umrahmung mit Bleiſtift leitete ihn ſofort auf die Verlobungsanzeige. Die Zeitung begann zu hüpfen. Die Lettern zuckten wie tolle Wirbel durcheinander. Sein Herz arbeitete in heftigen Stößen; es war, als ginge irgendwo draußen an den Grenzen der Welt ein Hammerwerk oder ähnliches ... Er warf ſich in den Kleidern auf ſein Lager, vergrub das Geſicht in

den Kiſſen und hielt ſich ſchließlich mit beiden Händen an den Seiten der tannenen Bettlade feſt, um nicht hinauszuſtürzen in die Schreckflut, die nun, unter ihm dahinraſend, Häuſer und Menſchen und alles, was bisher Halt zu haben ſchien, fortſchwemmte.

Als Annemei, die des Neffen Schuhe vermißte, am Morgen einen verwunderten Kopf in die dämmerige Kammer hineinſtreckte, lag Engelbert in den Kleidern ſchlafend und leiſe ſtöhnend auf dem Bett.

Die Alte machte Licht.

„Was fehlt dir? Biſt du krank?" fragte ſie beſorgt.

„Nein, nein", antwortete er erwachend. Dann ſtierte er wie einer, der aus fremder Welt in eine ganz und gar fremd gewordene zurückkehrt, im Zimmer umher. „Ich habe zu lange und zu viel geleſen und wohl über Nacht ein wenig Fieber gehabt", ſagte er endlich.

Sie ſah ihm beſorgt und lächelnd zugleich ins todblaſſe, junge Antlitz.

„Ich tät an deiner Stelle lieber keine Leſehallen gründen", ſagte ſie trocken.

„Vielleicht haſt du recht", gab er zu, indem er ſich fröſtelnd erhob und ſeine Beine probierte.

„Haſt die Verlobungsanzeige geleſen?" fragte ſie nach einer Weile.

Engelbert ſchob die Hände in die Taſchen und drehte ſich, um ſein Geſicht zu verbergen, gegen die Wand.

„Ja", antwortete er alsdann.

„Dieſer Seyderhelm iſt noch lange nicht der Dümmſte", meinte ſie.

„Kann ſein", ſagte er.

Die Alte wiegte den Kopf. „Die Welt iſt nun einmal ſo. Das Glück aber verlangt immer noch keinen Ausweis. Du ſchaffſt entſchieden zuviel. Mittlerweile läßt ſich dieſer Seyderhelm in der Brautvaterskutſche zu einer reichen Braut fahren. Das ſcheint mir das beſſere Rezept zu ſein."

In Engelberts Gehirn kniſterte es.

„Kann ſein", ſagte er hohl und ſingend.

Annemei ſah ihn lauernd und mit geheimer Sorge an. „Gott ſei Dank gibt's auf der Welt nicht nur eine einzige Braut. Wer jung iſt und den Kopf oben behält, hat immer wieder eine Zukunft. Nimm eine Weile Urlaub. Der junge Rohrweiherbauer hat dich doch eingeladen. Den Rohrweiher, den Angergrund und was drum und dran iſt, wieder einmal zu ſehen, könnte dir in keinem Fall ſchaden. Vielleicht bringſt du dann auch mir und deinem alten Vater eine Photographie davon mit." Sie ſchluckte etwas hinunter. „Es tät' namentlich auch deinem Vater ein bißchen gut. Vielleicht würde er dann wieder geſprächiger, ehe er ſich vollends zu einem taubſtummen Schattenhausſchuſter entwickelt."

Engelbert lachte. Allein der Vorſchlag der Alten fiel doch ſeltſam verlockend in ihn hinein. Ganz richtig, der junge Rohrweiherbauer, ſein einſtiger Schulkamerad, hatte ihn ſchon wiederholt und erſt

neuerdings wieder zu sich eingeladen. Warum sollte er nun jetzt, da die Entscheidung vorläufig tatsächlich gefallen war, nicht zusagen? Hatte er nicht schließlich seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit getan? Und konnte er, wenn es wirklich in dieser Sache noch etwas zu tun gab, nicht eben dort oben dasselbe tun? Wenn ein Seyderhelm an der Oberfläche glitzerte, brauchte auch er nicht niederzutauchen und den Atem anzuhalten. Frei zu atmen, das war das mindeste, was er sich selber schuldig war.

*

Der Rohrweiherhof stand wie ein homerisches Gebilde auf einer Rasenwelle über dem Weiherspiegel. Ein großes Wohnhaus, eine lange Scheuer, ein kleiner Backofen, Pfründnerhäuschen und Kapelle umrahmten einen großen Freiraum mit einer alten, weitschattenden Linde. Die Einsamkeit und Nachrichtenlosigkeit, die man hier genoß, war vollkommen. Nur die Verlobung im Schloßbräuhaus war selbstredend auch hierhergedrungen.

Nun saß Engelbert bereits seit einer Woche in der gottvollen Stille des einsamen Hofes. Er angelte, nahm Wasser-, Luft- und Sonnenbäder und lebte ganz im Banne dieses schilfumrauschten, blitzenden Weihers.

Einmal bestieg er eine Erle dicht am Ufer, deren Krone zur Hälfte über dem Wasser sich wölbte, um die Tiere des Sees zu belauschen. Über dem weiten

runden Spiegel wob erregtes Geflimmer. Blaue Libellen sonnten ihre glitzernden Schwingen auf der von Schilf überwachsenen Rückenlehne einer vergessenen, nahen Lattenbank. Silbrige Wasserblasen quirlten vom Grunde des Spiegels herauf. Ein Haubentaucher hob steil den Hals, stieß einen kurzen Ruf aus und verschwand wieder. Der leise Tagwind raunte verträumt im Schilf. Wildenten pflatschten in den von Binsen und Wasserrosen überwucherten, zahlreichen Buchten. Von da und dort drang das Geklatsch einfallender Tiere herüber. Irgendein großer Fisch erregte ein heftiges Geräusch. Leise Ringwellen schlugen weich und verloren an den Ufersaum. Ein einsamer Reiher spähte regungslos wie der Beobachter auf dem Erlenbaum ins Wasser.

Man war hier gottallein in einer andern, menschenlosen Welt. Wenn man von diesem Baume aus in den Wasserhimmel hinunterfiel, flog man über alle Menschenträume hinweg in die Anfänge der Schöpfung zurück... Engelbert Luithard klebte Viertelstunde auf Viertelstunde regungslos und zeitverloren im lispelnden Laubdach dieses kostbaren Erlenbaumes. Lebte er, oder war man schon gestorben? Aber stand nicht drunten in der fernen großen Stadt am Rande eines Häusermeeres ein großes Kleinleutehaus, worin nun das verschrumpfende Gesicht seines alternden Vaters wie ein Traumbild hinter einem Schnittlauchstock am Fenster erschien?

Auf dem fernen Schloßbräuhaus flatterte ein

großes, breites, blitzhelles Spiegellicht irgendeines Dachfenſters, das jeden Blick dorthin verwehrte. Juſt unter dieſem Blendlicht war zurzeit eine Hochzeit in Vorbereitung. Wenn man aber nun von dieſem Baume in den Weiherhimmel hinausfiel, war alles Traum, angewehte Sage, wie das Leben ſelber.

Eine naſſe Glut drang ihm in die Augen.

Aber nun ſtoben die Rohrſpatzen, die ganz in der Nähe ihr Konzert gegeben hatten, plötzlich kreiſchend davon.

Der Reiher am Abflußgraben war verſchwunden. Wildenten ſtiegen ſchnarrend in die Bläue. Bläßhühnerſippen retteten ſich ins dicke Röhricht.

Eine menſchliche Stimme wurde unmittelbar in der Nähe laut.

„Hier iſt die Bank", rief Seyderhelm fröhlich; „ich hab doch recht gehabt."

„In der Tat", beſtätigte Alwine lachend.

Engelbert Luithard umſchlang den Baumſtamm mit beiden Armen, um ſich gegen ein plötzliches Schwindelgefühl zu wehren.

Mit ſpitzen Füßen gewann Seyderhelm, der die Braut an der Hand nachzog, die Bank.

„Köſtlich", ſagte er, indem er die Beine auseinanderwarf und ſich niederließ.

Alwine ſetzte ſich an ſeine Seite. Sie nahm den Hut ab. Sie hatte ihr Haar zu einem hohen Knoten aufgebunden. Um ihre Stirne lief ein dunkles Samtband. Ihr junger, reiner Hals war bloß und ohne Schmuck.

Auch Seyderhelm legte den Hut weg. Sein dicker Kopf war diesmal kurz geschoren. Er trug weißgelbe Seidenjoppe, farbiges Hemd und dunkelblaue Leibbinde an Stelle der Weste.

„Eigentlich müßte man das Fischwasser hier pachten", meinte Seyderhelm entzückt.

„Wozu?"

„Um nach Belieben Kahn fahren zu können."

„Du kämst doch nicht dazu", lächelte Alwine.

Seyderhelm sah herüber.

„Warum nicht?" fragte er launig.

„Vor lauter Schloßbräuhaus", lachte Alwine.

„Darin hast du vielleicht recht."

Er ergriff ihre junge Hand und spielte nachdenklich mit ihren weißen Fingern. Er streifte verträumt ihren Ring vom Finger und steckte ihn wieder zurück. Seine breiten, dicken, leise geöffneten Lippen zuckten.

„Liebst du mich ganz allein?" fragte er plötzlich.

„Bin ich nicht deine Braut?" warf sie ihm hin.

Er umschlang sie sanft. „Gewiß, aber gib Antwort, denkst du nie an irgendeinen andern?"

„Nein", erklärte sie bestimmt. Sie entwand sich ihm wie zur Strafe und sah verloren geradeaus in das tanzende Geflimmer über dem Wasserspiegel.

„Darf ich dir ein Geständnis machen?" frug er.

„Bitte."

„Rate einmal im Ernst, warum ich mir das Haar so kurz habe schneiden lassen?"

„Nun, wegen der Hitze", lachte sie aufrichtig.

„Nein, nein."

„Warum denn?"

„Rate einmal."

„Wie ſoll ich da raten?"

„Weil jener Engelbert Luithard Locken hatte. Erinnerſt du dich deſſen noch?"

„Ei, freilich", antwortete ſie unwillkürlich.

Seyderhelm rückte dicht an ſie her.

„Du, du", drohte er.

„Er iſt ein armer, bedauernswerter Menſch", erklärte Alwine ernſt.

„Wieſo, warum?" platzte Seyderhelm heraus.

„Nun, wenn er dir doch ſolche unſelige, verſchrobene Briefe ſchreibt. Ich leugne nicht, ich bedauere ihn aufrichtig. Er hätte ein beſſeres Los verdient. Er war ein guter Menſch."

„Du, du." Er preßte ſie erregt an ſich.

„Das iſt alles wahr. Das werde ich noch ſagen dürfen."

„Du liebſt ihn heute noch", behauptete Seyderhelm hartnäckig.

„Wie man eben einen armen, kranken Menſchen liebt", ſagte ſie beſtimmt.

„Nicht anders?"

„Kann man ihn anders lieben?"

„Laß dich küſſen", flammte er auf, und ſeine breiten, dicken Lippen ſuchten ihren jungen, roſigen Mund.

Aber da fiel plötzlich etwas wie ein ſchwarzer

Rieſenvogel oder irgend etwas ähnliches von irgendwoher mitten aus der Luft durch den aufziſchenden Schilf unmittelbar in der Nähe der Bank mit einem klatſchenden Knall ins Waſſer.

Ulwine ſtieß einen Schrei aus.

Der ganze Weiher war in Aufruhr.

Seyderhelm erhob ſich entſetzt.

Ulwine drängte ſich angſtvoll an ſeine Seite.

Engelbert Luithard aber tauchte, nachdem er ſich unbewußt aus Schlamm und Schilfwaſſer herausgearbeitet hatte, nun ſchwimmend in den lichten, endloſen Weiherhimmel hinaus. Sollte er nun auf ewig verſchwinden? Doch da war wieder ganz plötzlich das verſchrumpfende, unvergeßliche Antlitz ſeines Vaters dicht neben ihm. ‚Was machſt du?‘ rief der Alte ihm zu. ‚Haſt du keinen Gott mehr? Woher nimmſt du das Recht, nun aus deiner jungen Welt zu gehen? Was haſt du erlebt, um verzweifeln zu dürfen? Habe ich, dein Vater, nicht Hundertmalſchwereres durchgemacht? Wie willſt du dieſe deine erſte Jugendſache einer Ewigkeit gegenüber verantworten? Gehſt du nicht wie einer, der ſich um Schwereres drücken möchte? Sieh, wie gut und leicht du ſchwimmſt und wie willig dich das kühle, blaue Waſſer trägt. Treibt nicht dein Blut dich ganz von ſelber dem Ufer zu? Da haſt kein Recht, auszukneifen. Deine Sache iſt noch lange nicht zu Ende. Dein Blut will noch lange nicht ſchlafen. Du betrügſt das Schickſal nicht.‘

Er ſchwamm in ſcharfen Stößen gegen das Ufer. An einer kleinen, ſchilffreien Bucht kroch er endlich heraus, ſtellte ſich auf die Beine und lief alsdann in patſchnaſſen Kleidern in einer Ackerfurche zwiſchen reifenden, kniſternden Kornfeldern, ohne umzublicken, dem Rohrweiherhof zu.

„Da hört ſich doch alles auf! Kennſt du ihn?“ ſtieß Seyderhelm hervor. „Glaubſt du nun bald, daß er ganz und gar verrückt iſt, dieſer Kerl.“

Alwine hielt ſich mit den Händen an der Lattenbank feſt und ſchloß die Augen, um den durch die grellen Kornfelder hüpfenden, ſchwarzen, gelockten Kopf nicht mehr zu ſehen.

*

Der Saal der Strafkammer des neuen Juſtizgebäudes empfing ſein Licht durch einen weiten Innenhof. Aber nun brannten ſchon die elektriſchen großen, reich geſchliffenen Lampen an der weißen Stuckdecke.

Der Vorſitzende war ein Mann um die Fünfzig. Sein Haupthaar hatte ſchon einen grauen Schein, ſein krauſer Vollbart war jedoch noch vollkommen ſchwarz. Sein Antlitz war blaß, die Naſe ſchmal und empfindſam. Die Mitrichter ſaßen ſchreibend, blätternd, über die Akten gebeugt, oder nachdenklich in die feierlichen Seſſel zurückgelehnt, in der Reihe.

Neumaier hatte ſeinen Platz zu oberſt auf der Anklagebank. Er trug ſchwarzen Schwalbenrock,

hohen Stehkragen, lilafarbene Manſchetten und grau-geſtreiftes Beinkleid. Er betrachtete trocken lächelnd die Runde der Richter, ſandte kitzelnde Blicke nach den Zuhörerbänken, wo ſeine Bekannten ſozuſagen klumpenweiſe zugegen waren, ihm heimlich zunickten und ihn ermunterten.

Neben Neumaier erbebte ein bezwickerter Jüngling mit ergreifend kindlichem Milchgeſicht. Dieſem folgte eine beleibte, in großem Stil friſierte Frauensperſon. Dann kam eine dunkel blickende Jungfer mit ſcharf-gebogener Mannsnaſe.

An dieſe ſchloß ſich die ſchöne, goldbraune Frida. Sie trug einen graulilagefärbten Seidenrock und grüne Seidenbluſe. Von ihren breiten Schläfen fielen braune Löckchen über die Ohren hinab. Ihre Hände waren mit Ringen geſchmückt. Sie ſchüttelte immer wieder den Kopf, um ihre Unſchuld darzutun; ſie lächelte mit geſchloſſenem Mund ihrem Anhang im Zuſchauer-raum zu oder ordnete mechaniſch ihre Haarfülle über dem vollen, breiten Nacken.

In einer Ecke des Zuſchauerraumes am hintern Fenſter ſtand Herr Gmelin. Alwine ſaß in Hut und Schleier in ſeiner Nähe.

Engelbert Luithards einprägſamer, feiner Locken-kopf dunkelte in der Mitte der Zeugenbank unter einer Reihe von Männern und Frauen.

Seyderhelm war noch im Zeugenraum. Er hatte ſeinerzeit die bevorſtehende gerichtliche Vernehmung zunächſt gänzlich geheimgehalten. Dann war er

plötzlich mit der Sache herausgerückt und hatte in sonderbarer, dunkler Eindringlichkeit Herrn Gmelin und Alwine förmlich bestürmt, der Verhandlung in der Straffache gegen Neumaier und Genossen beizuwohnen. Er hatte schwarzen Gehrock angelegt und befand sich überhaupt in einer seltsamen, dunklen, feierlichen Verfassung. Er war während der Fahrt im Eisenbahnzug zärtlich und dann wieder lautfröhlich wie seit langem nicht mehr gewesen. Er hatte allerlei dunkle, untergründig glühende Worte fallen lassen, in heimlich erzwungenen, dunkel prunkenden, seltsam nachklingenden Tönen von der schönen Welt, vom Glanz der Jugend, von der herbsüßen Fülle eines ewig rätselhaften Lebens geredet.

Nun saß er mit hängendem Kopf im Zeugenzimmer und wartete auf den Ruf des Aufwärters.

Was das hohe Gericht hier im Laufe der Verhandlung ins Tageslicht hob, ging schon über die Hutschnur.

Dieser Neumaier war ein Gauner vom Kopf bis zur Zehe. Sein Vorstrafenregister ging ins Grenzenlose. Man wußte bald nicht mehr, ob man ihn bewundern oder verachten oder bemitleiden sollte. Wenn es viele solche Gauner gab, und die Klumpen im Zuhörerraum sprachen dafür, dann mußte es einen eigentlich wundernehmen, daß die Gerechtigkeit in der Welt nicht längst ausgestorben war, daß es trotz allem immer noch Menschen gab, die Ehre und Treue hochhielten.

Den erſten Fall der Verhandlung bildete der Diebſtahl einiger Ballen Seide, welchen Neumaier im Verein mit den andern Angeklagten ausgeführt hatte und den er nun trotz aller Beweiſe mit einem verdeckten Scharfſinn und einem Reichtum an Worten und Gebärden leugnete, die Aufſehen erregten. Er nahm ſich Dinge heraus, die luſtig und ernſthaft zugleich wirkten und die unterdrückte Bewunderung der Zuhörer auslöſten. Er hatte der Beſitzerin der geſtohlenen Ware, einer heiratsluſtigen Witwe, den Hof gemacht, ſich als den Sohn eines reichen Hoteliers am Vierwaldſtätter See ausgegeben und ſich ſchließlich im geheimen mit ihr verlobt. In einem Gaſthof am Hauptbahnhof hatte man dann bei Wein und Kuchen eine kleine frohe Ecke gebildet. Währenddeſſen war durch den Jüngling mit dem Milchgeſicht, die in großem Stil friſierte dicke Frauensperſon und die finſter blickende Jungfer mit der Mannsnaſe die Seide geſtohlen und fortgeſchafft worden.

Als die Polizei ihren Beſuch bei Neumaier abſtattete, ſaß dieſer eben am Tiſch und adreſſierte einen Brief, den er nun nebſt einem Geſchäftsbuchblatt zerriß und mit dem Umſchlag zum Teil verſchluckte. Aber das Gericht war immerhin imſtande geweſen, einen Teil des Schreibens in ſeine Gewalt zu bekommen und wiederherzuſtellen. Der Brief war an Seyderhelm gerichtet und trug als Unterſchrift den Namen Engelbert Luithard. Es war darin von einem Schweigegeld in beſtimmter Höhe unter

Bezugnahme auf eine Schäferſtunde im Torfmoor die Rede.

Neumaier behauptete nun, er habe den Brief durch die Poſt erhalten mit der Bitte des Unterzeichners, ihn abzuſenden, wofür ihm ein Fünftel des eingeforderten Betrages als Belohnung verſprochen worden ſei. Er erklärte ferner, dieſer Engelbert Luithard ſei ihm als ein Mann mit Halluzinationen bekannt. Alles dies trug er mit großer Zungenfertigkeit und namentlich dermaßen überzeugt vor, daß es ſchien, als glaube er in dieſem Augenblick ſelber daran.

„Iſt das Ihre eigene Handſchrift?“ fragte der Präſident den Zeugen Engelbert Luithard.

„Nein“, erklärte der Gefragte.

„Die Schrift iſt alſo nach Ihrer Anſicht gefälſcht?“

„Allerdings.“

Der Vorſitzende beugte ſich weit vor und fragte: „Sie waren Zeuge eines gewiſſen Auftritts im Torfmoor?“

„Ja“, ſagte er nach einer Pauſe.

„Erzählen Sie.“

Engelbert Luithard zögerte.

„Es handelt ſich um die Frida Spindler und Herrn Seyderhelm. Waren Sie Zeuge des Auftrittes?“

„Ja.“

„Können Sie dieſe Ausſagen auf Ihren Eid nehmen?“

„Ja.“

Herr Gmelin in der Ecke am Fenſter machte eine verzweifelte Gebärde. Er bereute es nun tief, ſeine Nichte, die jetzt vornübergebeugt auf der Bank ſaß und ihr Geſicht in den Händen vergrub, in die Verhandlung mitgeführt zu haben.

„War außer Ihnen noch jemand zugegen?“ fuhr der Präſident fort.

„Nein.“

„Wie erklären Sie es ſich denn, daß nun Neumaier von der Sache erfuhr?“

„Er iſt doch der Liebhaber der Frida Spindler“, antwortete Engelbert Luithard.

„Woher wiſſen Sie das?“

„Ich habe die beiden verſchiedene Male beiſammen geſehen.“

„Nach jenem Vorfall im Torfmoor?“

„Jawohl.“

„Haben Sie ſeit Ihrem Abſchied vom Schloßbräuhaus Herrn Seyderhelm dann und wann geſchrieben?“

„Nie“, erklärte Engelbert Luithard.

Herr Gmelin hielt ſich am Geſimſe feſt.

„Gar nie?“ fragte der Vorſitzende.

„Gar nie“, antwortete Engelbert Luithard.

„Welche Stellung bekleiden Sie ſeither?“

„Ich bin Angeſtellter in einer Fabrik.“

„Haben Sie Ihre Stellung zwiſchenhinein einmal gewechſelt?“

„Nein.“

„Sie leben in geordneten Verhältniſſen?"

„Jawohl."

„Sie haben alſo auch noch nie ein Schweigegeld oder ähnliches auch nur irgendwie nötig gehabt?"

„Nein", antwortete Engelbert Luithard. Das Wort fiel klar und hell in den Raum. Er lauſchte ihm ſelber nach. Und es war ihm plötzlich, als habe er irgendwie Grund, ſich wohler zu fühlen. Er ſah dieſen unerhörten Neumaier lächelnd an; er warf ein fragendes Auge auf die verſchloſſenen Richter und den trocken zuhörenden Staatsanwalt. Es war ſchon ein tolles Gaukelſpiel, das dieſer abgebrühte Gauner da aufgeführt hatte und nun hier weiterzuführen ſich anſchickte. Aber war es denn überhaupt möglich, daß Menſchen mit geſunden Sinnen darauf hereinfielen?

„Sie können ſich ſetzen", bedeutete der Präſident.

Engelbert Luithard ſchritt aufrecht an ſeinen Platz zurück. Da bemerkte er Herrn Gmelin, der vollkommen haltlos am Fenſter in der Ecke lehnte. Kopfſchüttelnd ſetzte er ſich auf die Zeugenbank.

Der Präſident ließ die ſchöne Frida noch einmal vortreten.

„Sie haben gehört, was der Zeuge Engelbert Luithard unter Eid ausgeſagt hat?"

Frida legte ihre Hände in den Rücken und zuckte ihre runden Schultern. Sie leugnete noch einmal alles.

Nun wurde Seyderhelm gerufen. Er betrat aufrecht und mit dunklem Willen den Saal. Er ſtreifte

leisen Auges die ihn neugierig musternde schöne Frida und schleuderte dann in einem eisigen Blick die Gestalt Neumaiers von sich ab.

Der Vorsitzende stellte die üblichen Fragen und nahm dem Zeugen den Eid ab.

Seyderhelm schwur mit dunkler fester Stimme.

„Sie haben verschiedene Briefe erpressenden Inhalts erhalten?"

„Ja", sagte er.

„Haben Sie nie an der Echtheit dieser Briefe gezweifelt?"

„Nein", sagte er.

Der Präsident blätterte anscheinend zerstreut in den Akten.

„Sie waren also der Meinung, daß die Briefe aus der Hand des Zeugen Engelbert Luithard stammten?"

„Ja", sagte er gedämpft.

„Warum haben Sie denn die Sachen nicht dem Gericht übergeben?"

Seyderhelm griff sich mit Daumen und Zeigefinger unter das Kinn.

„Ich habe den Absender für geistig nicht ganz vollwertig gehalten."

„Mhm", sagte der Präsident. Dann beugte er sich vor und fragte: „Sind Sie heute noch dieser Meinung?"

Im Raume war es mäuschenstill.

„Das kann ich jetzt nicht so schnell sagen", ant-

wortete er mit einer fremden Stimme, aus der deutlich eine ihr Letztes wagende Verzweiflung herausklang.

Durch die Zuhörerschaft ging ein Lächeln.

„Haben Sie Geld an den Briefschreiber abgesandt?"

„Ja", antwortete Seyderhelm ohne weiteres.

Der Vorsitzende strich seinen schwarzen Krausbart: „Warum denn? Wenn Sie es nach Ihrer Meinung doch mit einem, der im Kopf nicht ganz richtig ist, zu tun hatten?"

„Wohl aus Mitleid und weil ich mit dem Manne eben nichts weiter zu schaffen haben wollte", rettete sich Seyderhelm.

Der Präsident machte eine Bleistiftnotiz.

„In den Briefen ist verschiedentlich von einem Vorfall an einem Sonntagnachmittag im Moor die Rede."

Seyderhelm warf die Hände in den Rücken. Seine Finger arbeiteten sich zu einer krampfhaften Verschlingung zusammen, spreizten sich jäh und verzerrt auseinander und zerkneteten sich wieder. Er konnte nun gegen den Gerichtstisch hin sagen, was er wollte, aus diesen Fingern schrie gleichsam das Gegenteil, schrie sein innerstes Bekenntnis, schrie alle seine Verzweiflung.

„Haben Sie damals Beziehungen zur Angeklagten Frida Spindler unterhalten?"

Frida lächelte und schüttelte offen den Kopf.

Neumaier hob ein spöttisches, schadenfrohes Gesicht ins Licht.

Die Klumpen im Zuhörerraum kicherten.

Dann trat lautlose Stille ein.

Man fühlte die Spannung nun in jedem Nerv.

„Haben Sie meine Frage verstanden?“ sagte der Präsident, indem er sich horchend vorbeugte.

Seyderhelm fühlte den Boden unter seinen Füßen fliehen. Die großen Glühkörper der Stuckdecke begannen sich niederzusenken. Mit gelähmter Hand griff er nach der Hintertasche seines Beinkleides.

Aber da zerschnitt ein schriller Aufschrei die Luft, der ihn sofort zu sich brachte und die Sachlage dieser furchtbaren Sekunde, seine Vergangenheit, sein ganzes Leben, seine Zukunft bis in die todeinsamste Ewigkeit hinaus bloßlegte.

Er sah noch mit halbem Auge, wie Herr Gmelin die ohnmächtige Alwine in seinen Armen auffing, ihr den Schleier aus dem Antlitz schob und um Wasser bat. Dann ergriff er mit letztem Willen endlich seine längst geladene Pistole und ehe er in der Verzweiflung den Meineid schwur, der doch nur neue Foltern zur Folge hätte, schoß er sich nun blitzschnell mit einer letzten Bitte an alles, was es an Gnädigem und Gerechtem über der Welt gab und geben mußte, vor den entsetzten Richtern in den Mund. —

Er war auf der Stelle tot.

Die so jäh gestörte Sitzung aber wurde unterbrochen, und erst nach einer unfreiwilligen, größeren Pause ging die Verhandlung weiter.

Das Urteil lautete für Neumaier, dem nicht sehr

viel mit unbedingter Sicherheit nachgewieſen werden konnte, auf einige Monate Gefängnis.

Frida ging frei aus.

*

Eine Zeitlang verwaltete Herr Gmelin das Schloßbräuhaus noch einmal ſelber. Dann folgte die kurze Herrſchaft des Herrn Fritz Dautel, eines fröhlichen Lebemannes, der übrigens bald merkte, daß hier ohnehin nichts mehr zu retten war. Dann kam zur großen Überraſchung aller Uneingeweihten, zu denen in gewiſſem Sinne auch der völlig ſeiner wiſſenſchaftlichen Liebhaberei ergebene Herr Gmelin gehörte, der Konkurs des großen Anweſens.

Alwinens Vermögen ging dabei vollkommen verloren. Herr Gmelin behielt mit knapper Not einen Teil ſeiner hiſtoriſchen Schätze. Das Haus überm Angerbach aber mußte er veräußern.

Freunde verſchafften ihm ſchließlich das Amt des Vorſtandes eines Altertümermuſeums zu N. Hier bewohnte er nun drei Zimmer eines auf einem Maſſenfelſen über der Stadt ſtehenden, in ſeinen Anfängen aus dem Jahre tauſend nach Chriſtus ſtammenden, im übrigen zum großen Teil verfallenen Schloſſes. In den hellen, eigens für dieſen Zweck umgeſchaffenen Räumen der früheren Schloßkirche, ſowie des großen, lichten Burgvogteiſaales befanden ſich die Sammlungen.

Hohe, einſame Luft wehte um die Burgfenſter,

und im Innenhofe rauſchte eine tauſendjährige Linde das ewige Lied der Zeit von Glanz und Aufſtieg und Sturz und neuen, in die Welt blitzenden Kronen und Geſchlechtern.

Alwine verſah den Haushalt. Eine Magd hielten die beiden nicht.

Das ſtolze Schloßbräuhaus aber war unterdeſſen in den Beſitz einer Aktiengeſellſchaft übergegangen. Die Gmelinſche Villa im Angergrund wurde von den Inhabern des kleinen Häuschens nebenan käuflich erworben.

Als man im Schattenhaus von dieſen Dingen erfuhr, geriet man in große Aufregung. Der alte Luithard redete ohnehin ſeit der Zeit des Zuſammenbruches des ſtolzen Anweſens von nichts anderem mehr. Die Äcker auf dem Langenbühl, die Kleetriften der Veitshalde, die Wieſen im Angergrund und in der Raſenſchüſſel vor dem Franzenwald, die Torfgründe und Streugrasteile im Moor lagen ihm wieder ganz wie ehedem im Blut. Tag und Nacht beſchäftigte er ſich nun wieder in Gedanken damit. Hundertmal zählte er die Verſäumniſſe und Fehler auf, die ſeit ſeinem Abſchied in der Bewirtſchaftung des Gutes begangen worden waren. Ja, er behauptete ſteif und feſt, daß Herr Gmelin heute noch Beſitzer des Gutes wäre, wenn er ihn damals nicht entlaſſen hätte.

Annemei nahm ebenfalls aus brodelndem Herzen Anteil an der neuen Sache. Sie lag zeitweilig nun

tatsächlich mit dickverbundenem Kopf im Bett und schien nichts Gesundes mehr an sich zu haben als ihr Mundwerk, das wie durch ein Wunder eher noch hurtiger lief und immer unermüdlicher die Nachteile der Welt schilderte, in der man hier lebte, und den verlorenen süßen Himmel, den man hätte behalten können, wenn man seinerzeit nicht so gottsträflich dumm gewesen wäre.

Da brachte Engelbert eines Tages eine schier unfaßliche Botschaft ins Haus. Sein Direktor hatte ihm einen neuen, ehrenvollen Posten anvertraut und das Gehalt wesentlich erhöht.

Annemei lag im Bett, als Engelbert ihr sein Glück erzählte. Sie drehte sich auf die andere Seite, der blauweißgetünchten, brüchigen Kalkwand zu, und hörte den Bericht an. Dann sagte sie, das sei schließlich alles schön und gut, aber leider eben nicht imstande, das Wetter zu ändern; wenn sie aber schon einmal in der Fremde bleiben müsse, dann ziehe sie es vor, hier an der gewohnten blauen Kalkwand zu sterben, anstatt im Möbelwagen in irgendeine neue Kaserne zu fahren.

„Wenn ich aber zum Beispiel unser altes Häuschen über dem Angerbach gekauft hätte, was würdest du dann sagen, he?"

Annemei gab keine Antwort.

„Ich habe es aber tatsächlich gekauft", platzte er heraus.

„Womit denn?" spottete die Alte.

„Mein Direktor hat mir die bescheidene Summe leihweise vorgestreckt.“

Annemei richtete sich im Bett auf und zwinkerte ihn wie geistesabwesend an.

„Was sagst du?“ fragte sie streng.

„Es ist so. Ich habe das Häuschen gekauft.“

Sie sah ihn scharf und grimmig an. Ihr runzeliges Gesicht zuckte. „Mach mir den Gaul nicht scheu. Lüg nicht, auch aus Spaß nicht. Das tut nicht gut.“

„Es ist so,“ wiederholte Engelbert; „wir ziehen hier sobald als möglich aus.“

Die Alte schüttelte ihre gespreizten, dürren Hände in der Luft, als wollte sie sich vor der Gefahr wehren, verrückt zu werden.

„Und wovon leben wir dann im Angergrund?“

„Vater schustert. Warum denn nicht? Vielleicht findet er auch wieder den Weg ins Schloßbräuhaus.“

„Er ist zu alt dazu. Aber richtig, ich könnte zum Beispiel im Ried schaffen“, meinte sie träumend.

„Du?“ lächelte Engelbert.

„Warum nicht?“ brauste sie auf. „Ich bin etwas lotterig. Doch das wird vergehen. Ich bin zähe. Deine Urgroßmutter ist hundert Jahre alt geworden. Warum sollte ich nicht noch ein Jahrzehnt ins Ried gehen und dort schaffen können? Wir werden wieder Geißen halten und Hühner und Enten. Wer sich tapfer regt, kommt immer wieder auf die Beine“, erklärte sie.

„Ich bin doch auch noch da“, lächelte Engelbert ergriffen.

„Übrigens habe ich ein bißchen Geld auf der Sparkasse", fuhr Annemei fort. „Es ist allerdings für mein Begräbnis und einen Grabstein bestimmt. Aber das läßt sich auch umändern." Sie stützte die Hände hinterm Rücken aufs Bett, rief den Vater herein und sagte: „Weißt du was, Martin? Wenn ich jetzt nicht schon soundso alt wäre und nicht eben im Bett läge, würde ich dir jetzt einen Juchzer steigen lassen, der dich an meine besten Tage gemahnen sollte!"

*

Von Alwinen hatte Engelbert Luithard in der letzten Zeit nichts mehr gehört. Den Namen ihres Onkels fand er noch dann und wann in der Zeitung. Herr Gmelin betrieb also seine Wissenschaft weiter. Er hatte sich demnach wohl mit dem Schicksal abgefunden.

Gleichwohl konnte Engelbert nicht ohne ein gewisses inneres Zusammenkrampfen an jene ferne und nun gestorbene Zeit, da das Schloßbräuhaus unter Gmelins Namen blühte, zurückdenken. — Die schöne Frida schien die Stadt verlassen zu haben. Und Neumaier saß vielleicht von neuem hinter Schloß und Riegel.

Aber da brachte einmal die Zeitung eine jener alltäglichen Großstadtgeschichten: In einer Kneipe der Altstadt hatte es am nüchternen Vormittag unter losem Volk Eifersuchtshändel gegeben, in deren Verlauf ein gewisser Neumaier seiner Geliebten Frida

Spindler mehrere tödliche Kugeln durch Hals und Kopf jagte. Als die Polizei dann die Jagd auf den Täter eröffnete, sprang dieser aus dem Flurfenster des Dachgeschosses eines vierstockigen Hauses durch die blaue Luft, seinem Schatten voraus in die Tiefe hinunter, wo er mit zerschmettertem Leib in einer großen Blutlache neben dem eisernen Schaft einer Gaslaterne tot auf dem Pflaster liegen blieb.

*

Herr Gmelin hielt noch eine Zeitlang zähe stand. Allein die Ereignisse hatten ihn doch zu schwer mitgenommen.

In einer stürmischen Winternacht, da die alte Linde im Hofe draußen wie ein Meer zischte und rauschte und kein Schrei von einem Zimmer ins andere reichte, legte er sich endgültig auf sein Kissen, um in den ewigen Frieden hinüberzuschlafen.

Engelbert Luithard hatte der Post ein aufrichtiges Beileidsschreiben übergeben. Alwine aber hatte ihm darauf eine gedruckte verbindliche Danksagung übersandt.

Die alte Annemei schrieb immer noch Briefe. Sie hatte wohl tatsächlich gewisse Anlagen, gleich ihrer Urgroßmutter hundert Jahre alt zu werden.

In ihrem letzten Bericht hatte sie dem Neffen unter anderem auch mitgeteilt, daß Fräulein Alwine Gmelin nun in der Stadt als Krankenpflegerin in einem bekannten Kinderhospital tätig sei.

Etwas wie eine Stichflamme durchzuckte Engelbert, als er dieſe Mitteilung las.

Das Kinderhoſpital lag nicht ſehr weit von ſeiner Straße. Er hatte ferner einen jungen Aſſiſtenzarzt an dieſer Anſtalt gelegentlich kennengelernt. Er ging ſeit lange dann und wann am Spital vorbei. Und nun war Alwine hier in Stellung! Der Gedanke, die einſtige Schloßbräuhauserbin in einem dienenden Verhältnis zu wiſſen, tat ihm, ſo ſehr er jede Arbeit als Herrlichkeit achtete, doch in der Tiefe weh. Zwar war es ein heiliger Beruf, den ſie da ausübte. Aber es war auch möglich, daß ſie ſchließlich durch nackte Not einfach gezwungen geweſen war, ihn zu ergreifen.

Dieſe Gedanken ließen ihn nicht mehr los.

Nun hätte er wohl durch jenen jungen Doktor des Hoſpitals oder ſonſtwie Aufklärung erhalten können. Allein es ging ihm wider das Blut, im geheimen ein heiliges Unglück abzutaſten. Er entſchloß ſich alſo endlich, da er ja doch keine Ruhe fand und ſich innerlich verpflichtet fühlte, irgendwie Hilfe zu bringen, wenn möglich, ſie in aller Form zu beſuchen.

Ein froher, lauer Wind tanzte in Wirbeln durch die Stadt, und die grünen Höhen über ihr leuchteten wie eine rieſenhafte Krone.

Alwine ließ ihn in ihr Zimmer bitten, als er ſich bei der Pförtnersfrau anmeldete.

Die Pförtnerin führte ihn in ein kleines Gemach mit Ausſicht auf die anmutig geſchwungene Kamm-

linie eines grünen, mit weißen Villen beſtickten Gehänges.

In dem Raume ſtanden ein kleiner runder Tiſch mit blaßroter Decke, davor ein einfacher Rohrſeſſel, ein grün überzogenes Sofa, eine eiſerne Bettſtelle mit weißem Überwurf. Das Zimmer enthielt ferner einen Schrank und einen Waſchtiſch aus imitiertem, geflecktem Marmor. An der Türe waren zwei unbenutzte eiſerne Kleiderhaken eingeſchraubt. Beim Fenſter ſtand ein kleines, zierlich gedecktes Tiſchchen. Ein in rotes Leder gebundenes Büchlein mit Goldſchnitt lag darauf, ferner ein Opernglas aus Perlmutter.

Engelbert Luithard hatte ſeinen Beſuch durch ein paar kurze Zeilen angezeigt. Er war nun froh darüber. Auch war es ihm irgendwie recht, daß keine Blumen und nichts dergleichen im Zimmer zu ſehen waren.

Alwine erſchien in einem ſchwarzen Hauskleid. Er war ein wenig überraſcht, denn er hatte ſie im Krankenpflegeringewand erwartet.

Sie errötete leicht, reichte ihm grüßend die Hand und bat ihn, Platz zu nehmen.

Er ſetzte ſich auf das grüne Sofa.

Alwine nahm ernſt und gemeſſen auf dem Rohrſtuhl Platz.

In ihrem jungen, feinumrahmten Antlitz waltete eine kühle Strenge, die ihn heimlich erſchreckte und beängſtigte.

„Ich bitte um Entschuldigung", sagte er; „es war eine Kühnheit, daß ich mich so ohne weiteres bei Ihnen anmeldete."

„Ich freue mich, Sie wiederzusehen", sagte sie mit einem etwas herben Lächeln.

Er saß kopfnickend und ohne eine Anknüpfung zu finden auf seinem Kanapee.

„Wie geht es Ihrer Familie?" fragte Alwine.

„Gut, gut", erzählte er. „Vater ist allmählich etwas morsch, er ist eben alt; Annemei jedoch ist zwar mager und ausgedörrt, aber immer noch munter wie der Fisch im Wasser. Meine stille Schwester ist nun in der Schweiz verheiratet."

Alwine hörte versunken zu.

Engelbert Luithard war auf dem Sprung, ihre Aufmerksamkeit mit einer teilnehmenden Frage nach den näheren Umständen beim Tod ihres Onkels zu erwidern. Er hielt aber rechtzeitig an sich, da er erkannte, daß ihr das nur schmerzlich sein müßte. So sagte er denn: „Sind Sie gern in Ihrem jetzigen Beruf?"

„Sehr gern", antwortete sie mit etwas übertriebener Eindringlichkeit.

Engelbert Luithard nickte vor sich hin. Er dachte: ‚Das mag für eine gewisse Zeit stimmen, aber wohl kaum für immer.'

Gab es denn überhaupt alte Krankenpflegerinnen? Hatte er jemals eine alte Krankenpflegerin gesehen? — Er lehnte sich zurück und starrte nachdenklich in Alwinens verschlossenes, jugendliches und, wie ihm

ſchien, leiſe bitteres Geſicht. Mitleid durchzuckte ihn. Er wollte ihr ſagen: ‚Wenn Sie aber ſchließlich eben doch einmal Ihres Berufes überdrüſſig werden ſollten, dann ſollen Sie erfahren, daß noch ein Herz in der Welt für Sie ſchlägt.‘

Alwine hielt ſeinen Blick ruhig aus.

Engelbert Luithard dachte: ‚Sie liebt mich mit keinem Fäſerchen mehr. Schließlich hatte ich mich überhaupt ganz und gar in ihr getäuſcht. Ich war ein Tor und verwegener Träumer.‘ Er ſah ſich krampfhaft im Zimmer um. Irgendwo hing das ‚Bildnis einer jungen Frau‘ von Dürer. „Hübſch, dieſer Kunſtdruck“, ſagte er in der Verzweiflung.

Sie lächelte. „Das hing alles ſchon bei meinem Eintritt da. Ich bin hier eingezogen wie in ein fremdes Land und habe nichts daran geändert.“

Er legte den dunkeln Kopf zurück. Seine weißen Zähne ſchimmerten ſcharf zwiſchen den leicht geöffneten Lippen. Sein blaſſes Antlitz war ſtarr.

Alwine hob leiſe verwirrt und errötend den Blick von ihm weg.

„Wenn Sie meiner einmal irgendwie bedürfen ſollten . . .“, ſagte er nun doch plötzlich.

„Das hätte ich kaum verdient“, entgegnete ſie unwillkürlich.

„Wieſo?“ fragte er, wie von einer jähen Hoffnung emporgeworfen.

„Das wollen wir lieber unerörtert laſſen“, ſagte ſie lächelnd und beſtimmt.

„Es war doch manchmal ſchön im Angergrund", meinte er nun aber plötzlich überquellend und aufſchäumend. „Erinnern Sie ſich noch? Nicht weit von der Kiesbrücke war eine kleine Bachſchnelle mit Balken und Brettern verſchalt. Dort fingen wir einmal gemeinſam Forellen. Erinnern Sie ſich noch?"

„Aber ſtatt der erhofften Forellen erſchreckte uns ein Fiſchotter", warf ſie ſachlich ein.

„Ganz richtig. Ich fühle es heute noch nach, wie wir damals erſchraken."

„Ich wenigſtens", lächelte Alwine höflich.

„Ich ebenſo", ſagte er.

Es gab eine lange Pauſe.

„Das war einmal", meinte ſie, von neuem in ſich zurückfliehend.

„Ja", ſagte er und ſchluckte etwas Heißes hinunter. Er war plötzlich daran, ſich auszuſchütten und zu ſagen: ‚Ja, iſt es denn möglich, daß zwei Menſchen, die ſich einſt ſo naheſtanden, dermaßen einander fremd werden konnten? Beim lebendigen Gott, iſt es denn möglich, daß jene einſtige teure, ſchöne Welt nun ganz und gar ausgelöſcht und vergeſſen ſein ſollte?'

„Mir ſind dieſe Erinnerungen immerhin ein gewiſſer Beſitz, der mir um ſo manches ſpäter Errungene nicht feil wäre", erklärte er nun.

Alwine fuhr ſich mit der Hand über die Augen und ſagte dann, ohne auf ſeine Worte einzugehen, nach einer kleinen Pauſe, womöglich noch ferner und

förmlicher als zuvor: „Haben Sie eine ſchöne Wohnung hier in der Stadt?“

„Ja“, antwortete er tonlos und nebenbei; denn er fühlte, daß er nun in Gefahr war, alle Schwüre in ſeinem Innern zu vertilgen und ſchließlich zu ſagen: ‚Ich bin entgegen allem Willen gekommen, um Ihnen zu geſtehen, daß ich Sie einſt liebte und jetzt noch liebe und immer und in alle Ewigkeit.‘

Doch nun ſah Alwine auf die Uhr und ſagte bittend und förmlich: „Meine Zeit iſt leider um. Vielleicht ſehen wir uns ein andermal wieder.“

Ihm war, als gefröre nun alles, was warm und lebendig in ihm war, als würde er nun in der nächſten Sekunde vom Tod hintenübergelegt.

„Ich bitte um Entſchuldigung“, ſagte er, wie aus einem unmöglichen Traum erwachend.

Er ſtand auf und wunderte ſich, daß er noch ſtehen konnte. Dann reichte er Alwinen eine völlig tote Hand.

„Leben Sie wohl“, ſagte er tonlos.

„Leben Sie wohl“, dankte ſie ergriffen.

Er zog die Türe zu und löſte fröſtelnd die Hand von der Klinke.

An einem glitzernden Rechen hing ſein Hut.

Aber da drang plötzlich ein ſchluchzender Aufſchrei aus dem Innern des Zimmers an ſein Ohr.

Er lief erſchüttert zurück.

Und dann kniete er, ohne daß er wußte, wie es gekommen war, bei ihr am Boden nieder . . .

Die ſchöne Witwe

Meiner erſten Begegnung mit Johanna Ruth erinnere ich mich nur allzu lebhaft. Ich hatte damals bereits meinen erſten Flug in die Welt hinter mir. Und es war eigentlich ſchon recht beträchtlich, was ich in verhältnismäßig kurzer Zeit an Erlebniſſen durchgekoſtet hatte, bis ich endlich den mir vom Schickſal beſtimmten Beruf wenigſtens annähernd gefunden hatte. Ich war eben von einer Studienreiſe zurückgekehrt, hatte noch feierlichen Staub an meinen Pilgerſchuhen und den Kopf voll unvergeßlicher Bilder aus allen den Ländern und blühenden Meeren, die ich geſehen und befahren hatte, und die ſo unſagbar verſchieden voneinander waren wie nur irgendeine Welt von einer andern. Und ich traumwandelte noch immer durch griechiſche Tempel und lateiniſche Torbogen und an alten Götterdenkmälern vorbei, als ich nun dieſe hügelumſäumte, große, trunkene, heimiſche Stadt bezog. Aber dann kam, wie geſagt, jene erſte Begegnung mit Johanna Ruth. Und nun erſt war ich auf einmal ganz und leibhaftig wieder auf deutſchem Boden.

Ich trug damals, ob es mir nun heute gefällt oder nicht, tatſächlich noch einen breiten, weißen Schillerkragen, auf den ein ſtrohblondes, leicht ge-

kräuſeltes Haar weich und zärtlich niederfiel. Ich war alſo wohl damals noch der unſterblichen Meinung, daß ein aufſtrebender, hoffnungsvoller Maler aus irgendeinem Grunde ſelbſtverſtändlich eben langes und womöglich gelocktes Haar tragen müſſe. Jetzt lächle ich freilich wie immer hintendrein darüber, aber damals nahm ich die Sache jedenfalls furchtbar ernſt und wichtig. Auch meinen ſüßen, flaumigen, in den Wangengruben ſich leiſe verdunkelnden Vollbart trug ich mit gleicher Feierlichkeit in einem dünnhäutigen, zartknochigen Geſicht.

Ich glaube, es war März, als wir uns zum erſtenmal ſahen. Aus den Gärten ſtrahlte ſchon das erſte hellwonnige Grün. Und die erſten waghalſigen Bienen taumelten kopflos durch den erſten waghalſigen Vorfrühlingszauber.

Ruth ſaß auf der weißen Bank einer neuen, kleinen, halbkreisförmigen Anlage, die unſerem Stadtteil an der oberen Oſtlehne nun als beliebter Ausruheplatz diente. Ein Ring ſpielender Kinder klebte verſunken an einem Sandhaufen, die Stricknadeln emſiger Mütter glühten im Licht, eisbärtige Greiſe ließen ſich von der warmen Sonne auftauen.

Neben Johanna Ruth ſaß ihr Gatte Düngelmann in einem großen, modiſchen Fahrſtuhl. Er hatte einen hellen, ſchmalkrempigen Filzhut auf dem Kopf. Sein Geſicht war blaß, gelbbraunglühend, klein und nervös, ſein Blick matt und flatternd. Er hatte große, braune Augen und einen leidenden, leiſe

ſpöttiſchen und dennoch gütigen, ſchmalen Mund. Das alles ſah ich ſofort. Johanna Ruth hatte ihren Hut neben ſich auf der Bank liegen und ſah träumend den ſpielenden Kindern zu. Ihr dunkelbraunes, wellig gebauſchtes Haar war in der Mitte geſcheitelt. Eine Kette aus großen, wundervoll blauen Steinen hing um ihren weißen Hals.

Vielleicht bin ich nun im Vorbeigehen ein bißchen verdutzt geweſen, vielleicht habe ich meine Überraſchung nicht genügend bemeiſtert, vielleicht waren nur eben mein Bart und mein großer, greller Schillerkragen die Urſache, daß Johanna Ruths Gatte Düngelmann mir plötzlich einen erſtaunten, abwehrenden und ſpöttiſchen Blick über den Platz hin nachſchickte. Das alles bleibt unentſchieden. Nur jenes ganz unſägliche Mitleid, das mich damals ſofort beim Anblick des Paares wie eine höchſteigene Sache überfiel, iſt mir auf ewig im Blut geblieben.

Ich ſah dann das Ehepaar, die ſchöne blühende Frau und den hinwelkenden, in dunkler Bläſſe glühenden, nervöſen Mann wiederholt, rein zufällig natürlich, wie man ſo zu ſagen pflegt. Ich wohnte ja nur unweit eben jener kleinen ſonnigen Anlage bei einem Unterbeamten im vierten Stock oben. Übrigens waren Düngelmanns meine nächſten Nachbarn, wie ſich bald herausſtellte. Sie wohnten gleich drüben über der Straße in einem hohen, aus lichtem Keuperſandſtein erbauten, von immergrünem Efeu umdunkelten, von der Südſonne umfluteten Hauſe, in einem

Sitz für auserwählte und reiche und glückliche Menschen.

Und bald wurde ich auch persönlich mit Düngelmanns bekannt. Düngelmann besaß als eifriger Kunstliebhaber eine nicht unbedeutende Sammlung von Gemälden und Statuen. So enthielt eine ursprüngliche Herrenzimmernische lauter gotische Madonnen aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, die auf den Wandbänken des würfelförmigen, getäferten kleinen Raumes standen. Da war eine braunlockige, weltferne heilige Maria mit goldenem Mantel und hielt ein ganz diesseitiges, naives Kind auf dem Arm. Da stand eine treuherzige, rein menschliche Bauerntochter neben einer nervösen, zartgliedrigen Patrizierin. Da fiel durch einen rotgeblümten Bauernvorhang ein bläuliches Licht auf die köstliche Krone einer sitzenden Tirolerin, auf das kleine, himmlische Buch der beseligten heiligen Barbara und so fort.

Hier verbrachte Düngelmann viele Stunden seines im Grunde kärglichen Lebens. Es war nur gut, daß er einst in gesunden Tagen so große Erfolge gehabt hatte und so schnell reich geworden war. Er verdiente dieses Glück nun hundertmal im Tag durch seine Leiden ab. Er besaß eine Fabrik in einem Vorort der Stadt, wo nun gesunde, harte und rauhe Hände sein vermeintliches Glück hämmerten, während er hier, in heimlichen Leiden an eine schöne Frau und eine schöne Welt gekettet, den mitfühlenden seligen Madonnen seinen geheimen Todesschauer verriet.

Im Laufe der Zeit ging ich bei Düngelmanns wie zur Familie gehörig ein und aus.

Johanna Ruth war als die Tochter eines Landlehrers in Musik über das gewöhnliche Maß hinaus bewandert, und ich selber hatte ja eine ganze Reihe von Jahren hindurch immer noch nicht recht gewußt, in welcher Weise ich nun mein Herz an die Welt verschenken sollte, ob ich also als ein großer Musikant oder aber als ein unsterblicher Maler den gnädigen Sternen ihr Licht, das sie an mich verschwendeten, zurückgeben wollte. Ich war also nicht nur einer jener häufigen und beliebten Maler, die neben ihrer eigentlichen Lebensaufgabe her mindestens ebensogut zur selbstgespielten Laute Lieder singen, ich spielte auch das Harmonium, die Orgel, die Geige und was man nur eben haben wollte. Und vielleicht wurde ich hierin auch mehr bewundert und geliebt als mit meinen Pferdebildern, die ohne den prunkenden Rahmen und das freundliche Lob der Sachverständigen wohl nicht so schnell jemand gekauft hätte. Nun, sehr viel Geld bekam ich dafür ja auch nicht. Auch Düngelmann schätzte mich wohl hauptsächlich als Musiker und Gesellschafter. Ich war ja auch damals in der Tat ein im allgemeinen so reizender, kecker, lebensfroher, vollblühender Mensch, daß ich wie dazu geschaffen schien, ein hohes, wartendes, reiches, aus lichtem Sandstein gebautes, efeuumschlungenes Haus mit Sang und Klang und Sinn zu füllen.

An einem regnerischen Sonntagnachmittag war

ich einmal ganz allein mit Düngelmann zuſammen; denn Johanna Ruth war auf einige Tage verreiſt. Düngelmann lag oben im großen Schlafzimmer. Und ich ſelber ſaß nun auf einem koſtbaren Stuhle am Fußende der koſtbaren zitronengelben Seidenbetten. Düngelmann, der ein feines weißes Nachthemd trug, lag wie ein von dunklem Haar umrahmter bräunlicher Fleck in lauter Schnee und Gold. An den Wänden des Zimmers hingen allerlei Landſchaften, gute und weniger gute, Götter und ſchöne Frauen als Göttinnen. Auch ein Pferdebild von mir ſelber war darunter. Auf dem Nachttiſchchen ſtand das Telephon. Auf einem daran anſtoßenden weißen Tiſchchen war zartes, goldgelbes Gebäck und duftender Wein bereit gehalten für einen Magen, der nicht eſſen und nicht trinken mochte.

Ich hatte an dieſem Nachmittag eine erfriſchende größere Morgenwanderung über einen der himmliſch runden Hügel der Umgebung hinter mir und trug noch meine abgeſchabten Kniehoſen und ſelbſtverſtändlich meinen Schillerkragen. Ich ſaß alſo gewiſſermaßen wie der Arme vor der Pforte der Seligkeit an einem Bett von lauter Daunenſchnee und goldner Seide, in dem ein Schlafloſer vergeblich ſeinen Schlaf ſuchte. Ich war aufs angenehmſte ermüdet, und mein Appetit war ſo ausgezeichnet, daß mir meine Augen unwillkürlich immer wieder davonliefen und das lieblich duftende, zarte, goldgelbe Gebäck und den blitzenden Wein umtanzten.

Düngelmann las mir meine Gedanken wohl unſchwer aus dem Geſichte ab. Jedenfalls ergriff er nun den Fernſprecher, um die Bedienung herbeizurufen. Die hagere, alte Magd mit dem länglichen und ſorglichen Runzelngeſicht erſchien ſofort.

„Ein Glas für Herrn Dillenius, Brigitte."

„Sogleich."

„Wenn ich dieſe treue Seele nicht hätte, wäre ich nun während Johanna Ruths Abweſenheit ſchlecht beſtellt; ſie hat ſchon bei meinen Eltern gedient, in der Enzishofener Mühle, wie Sie wiſſen. Sie hat mich eigentlich aufgezogen und einmal auch aus dem Mühlbach herausgefiſcht; wenn ſie nicht geweſen wäre, läge ich wohl draußen in jenem luftigſten und ſonnigſten aller Friedhöfe. Kennen Sie den Enzishofener Gottesacker? Ach ſo, Sie waren ja noch nie in der Gegend. Das iſt ein Verſäumnis, das Sie ſo bald als möglich gutmachen müſſen."

Er hielt inne und ſagte dann: „Brigitte hätte mich damals nicht ſo eilig herausziehen ſollen."

Ich machte eine abwehrende Handbewegung.

Brigitte brachte ein Weinglas und ſchenkte mir ein.

Ich erhob mein volles, blitzendes Glas: „Auf Ihr Wohl, Herr Düngelmann."

„Und auf Johanna Ruth", ſagte er weich und mit einem etwas herben Lächeln.

„Und auf Johanna Ruth."

„Sie müſſen im nächſten Sommer auf alle Fälle

einmal mit uns nach Enzishofen verreiſen und unſre ſchöne Mühle, die kleine, ſchmucke Kirche mit dem hohen, weißen Zeltdachturm, das kleine alte Schulhaus, das köſtliche, winzige Rathaus und das ſtolze Kloſter auf der Höhe über dem flachen Tal kennenlernen. Ich habe dem Superior, einem fröhlichen alten Herrn, ein neues Gemälde für ſein ſchönes Kloſter verſprochen. Aber Pferde kann ich ihm unmöglich ſchenken. Ich habe an eine heilige Cäcilia gedacht."

Ich hob geſpannt den Kopf, denn ich fühlte nun etwas kommen, was mir das Blut im voraus ſeltſam durcheinanderwarf. Und ſchon ſah ich, ohne zu wiſſen, wie das zuging und wie ich gerade zu dieſer Vorſtellung kam, Johanna Ruth in einer geſtrickten, vorne geöffneten, violetten Jacke und ihrem ſchönen, über einem wunderſamen, perlweißen Halſe aufwogenden Braunhaar auf der Orgelbank vor einer Wand von blitzenden Pfeifen ſitzen. Sonnenlicht hing wie bunte Treppen im Raum, während ſie nun präludierte. Sie ſpielte ungezwungen und wie für ſich ſelber, mit einem nur ganz leiſe entrückten Geſicht. Der Raum war gepfropft voll von Menſchen. Männer, Frauen, Greiſe und Kinder ſaßen Kopf an Kopf auf den Stühlen, Engel ſaßen dazwiſchen, ohne daß es irgend jemand als etwas Beſonderes auffiel. Ein kleiner brauner Geſichtsfleck glühte irgendwo neben einem weißen Engel wie ein noch unerfundenes, neues, überirdiſches Gold. So etwa und nicht anders mußte

das Bild werden ... „Eine heilige Cäcilia?“ ſagte ich endlich. Dann aber fügte ich hinzu: „Was mich anlangt, ſo bin ich ja Pferdemaler, wie Sie wiſſen.“

„Trotzdem verlange ich eben von Ihnen den Verſuch. Als Sie vorgeſtern Johanna Ruth auf der Violine begleiteten, war ich ganz lebhaft davon überzeugt, daß Sie mir das Bild, das ich im Kopfe habe, malen können.“ Das goldbraune Geſicht erglühte ſeltſam.

‚Dieſe unerfahrene, vorlaute kleine Geige hat mich verraten; das ſoll mir nicht wieder paſſieren‘, dachte ich voll Mitleid mit dem Manne in ſeinem Prunkbett. „Ich bin, wie geſagt, Pferdemaler“, wiederholte ich.

Etwas wie erglimmende Spinnfäden flog über das Antlitz Düngelmanns. „Ich habe dem Superior bereits geſchrieben und von Ihnen erzählt, auch Johanna Ruth würde ſich von niemand außer Ihnen als heilige Cäcilia malen laſſen.“

„Weiß Ihre Frau Gemahlin ſchon davon?“ frug ich verdutzt.

„Nein. Aber ſie wird ſich ſicher rieſig freuen. Dieſes Glück dürfen Sie uns nicht verweigern. Ich bin überzeugt, daß Sie Ihre Aufgabe glänzend löſen werden. Ihre Geige iſt mir Bürge.“

„Darf ich eine Zigarre anſtecken?“ frug ich kopflos.

„Bitte.“

Ich blies mir den Rauch vors Geſicht und entgegnete dann: „Wenn der Verſuch aber mißlingt?“

„Er wird nicht mißlingen. Also, ich habe Ihr Wort?"

Ich sah in den Rauch meiner Zigarre. „Wenn sich Ihre Frau Gemahlin aber nun doch nicht dazu entschließen könnte?"

Düngelmann streckte mir sein aus einem weiten Ärmel hängendes Händchen her: „Dafür lassen Sie nur mich sorgen. Also, ich habe Ihr Wort, nicht wahr?"

Ich erhob mich und erwiderte den seltsam leichten und doch männlichen Druck der kleinen, kranken Hand.

„Haben Sie Dank. Das wird eine wundervolle Überraschung für den fröhlichen alten Prior und seine Nonnen und Haushaltungsschülerinnen werden. Johanna Ruths Vater war einst Lehrer in Enzishofen; er war ein hervorragender Organist und hat als solcher oft im Kloster oben die Orgel gespielt. Er wird sich noch unter den Seligen darüber freuen, daß nun seine Tochter als heilige Cäcilia für alle Zeiten im lichten weiten Klostersaal musiziert. Es wird eine ganz feine Sache werden. Ich muß Ihnen noch mehr von diesem Kloster erzählen."

Aber da klingelte nun eben der Fernsprecher. Düngelmann legte den Hörer ans Ohr. „Ah, du bist's, Johanna Ruth."

Ich wollte mich leise zurückziehen.

„Bitte, bleiben Sie, Dillenius. Sie stören gar nicht, ich bitte Sie dringend, zu bleiben."

Ich setzte mich wieder und sah an den Wänden

herum, und zwiſchendurch ſchielte ich mit halbem Auge nach dem goldbraun glühenden Fleck im Linnenſchnee.

„Jawohl, freilich," plauderte Düngelmann, „jawohl ... nun, es geht ... es geht ... jawohl, du heilige ... Allein? Nein, ich habe beſte Geſellſchaft ... ja ... Dillenius läßt dich ſchön grüßen ... bitte.... Wir haben ſoeben eine Überraſchung für dich ausgeheckt ... jawohl ... nein, ich ſage es dir erſt, wenn du zurück biſt ... wir freuen uns ganz unbändig darauf ... Wie? Du haſt heute morgen in der Dorfkirche die Orgel geſpielt? Das iſt ja wundervoll. Das iſt wie ein Wink aus höherer Welt, du ... du heilige Cäcilia, du ... ich rede durchaus im Ernſt; lach nur nicht! Nicht wahr, Dillenius?"

„Ja", ſagte ich leiſe; denn ich war furchtbar ergriffen von der zärtlichen Verliebtheit dieſes armen, kranken Mannes.

„Alſo, auf Wiederſehen." Ein Zucken flog über das goldbraune Antlitz. „Auf Wiederſehen ... und ..." Er ſchluckte etwas. Vielleicht wollte er ſagen: ‚und einen Kuß.' „Und Grüße auch von Dillenius", ſchloß er plötzlich mit einem ſchenkenden und doch leiſe ſchmerzlichen Lächeln.

Johanna Ruth ſträubte ſich eine Weile. Aber Düngelmann ließ nun nicht mehr locker. Da willigte ſie endlich ein.

Sie trug, wie ich es gewünſcht hatte, eine violette, geſtrickte Jacke, ebenſo die gewünſchte Haarfriſur. Sie ſaß am Harmonium. Draußen glühte ein hoher,

unendlich blauer Himmel. Beſonntes, junges Gartengrün ſchwoll ins blaue Licht. Das Getriebe der Welt rieſelte verebbend zu uns herein. Düngelmann lag halb aufgerichtet in ſeinem ewigen Rollſtuhl und verfolgte jeden Pinſelſtrich. Die violette Jacke blühte wundervoll in den Raum hinein, gleichſam wie ein zweites, göttliches Etwas neben dem wunderſamen Blau des Himmels. Über dem perlmutterweißen Nacken erquoll die kaſtanienbraune Flut, und das ſchöne Antlitz ging wie eine Sonne darin auf.

Da die Sache namentlich auch für Düngelmann bald zu anſtrengend wurde, mußten wir, entgegen meinem Willen, nun abbrechen. Düngelmann ließ ſich ins Schlafzimmer fahren, um auszuruhen. Johanna Ruth kam aber gleich wieder zurück und ſetzte ſich in einen Gobelinſeſſel.

„Das Malen iſt keine Kleinigkeit", ſagte ich nach einer Pauſe.

„Und das Gemaltwerden ſchon gar nicht", fügte ſie hinzu.

Ich ließ mich gleichfalls in einen der koſtbaren Seſſel nieder und ſtellte die Füße auf den wundervollen, gedämpften Perſerteppich.

Johanna Ruth aber ſchlüpfte nun aus ihrer violetten Jacke und bemerkte lächelnd: „Sagen Sie, warum mußte ich gerade dieſe violette Jacke anziehen?"

Ich wiegte zögernd den Kopf.

Johanna Ruth ſah mir geſpannt in die Augen.

„Haben Sie einmal eine Geliebte in dieſer Farbe beſonders gern geſehen oder gemalt?"

„Ich bin doch Pferdemaler. Ich hab doch, Gott weiß warum, noch nie ein weibliches Weſen gemalt oder auch nur den Drang dazu empfunden. Ich bin wohl in der Tat der geborene Frauenfeind. Darum bin ich wohl auch ſchon als Knabe von allen Mädchen gänzlich gemieden worden. Ich war ihnen wohl von jeher zu herb, zu dunkel, ſelbſt noch in meinen guten Launen, womit ich ſogar vielleicht mehr als andere begnadet war. Manchmal habe ich zeitweilige Freunde unter meinen Altersgenoſſen gefunden; dieſe Freunde haben ſich alle, einer nach dem andern, ihre Schätze geholt, ich habe nie ein Liebchen gehabt, nicht einmal als vorübergehende Täuſchung. Die wenigen weiblichen Weſen aber, die ſich mir nähern wollten, habe ich in ihrer geheimſten Eigenliebe ſofort durchſchaut. Das war wohl der eigentlichſte Grund ihrer Sprödigkeit, daß ich ſie von allem Anfang an durchſchaute. Dieſes wohl angeborene Hellſehen iſt mir bei Pflanzen und Pferden nie möglich geweſen; ihnen gegenüber habe ich die unbedingt erforderliche Einfalt beſeſſen und bewahrt, die wohl die Vorausſetzung aller Liebe iſt."

Johanna Ruth war himmliſch in dieſem Augenblick. Sie drückte die ſchönen Hände auf die Seſſellehnen und lächelte mich immer nur an. Und ich ſelber war jetzt, während ich über die Vergangenheit die lautere Wahrheit redete, zum erſtenmal ganz un-

endlich hingenommen und verliebt in dieſe lächelnde, wundervolle, duldende Frau.

„So bin ich alſo, ganz ohne Willen und Verdienſt, was die Frauen anbelangt, ein tatſächlicher Heiliger geweſen, ein Spötter und Verächter eines Gutes, das ich nie genoſſen habe.“

„Warum verachten und verſpotten Sie etwas Ihnen Gleichgültiges?“ meinte Johanna Ruth, ohne ihre Haltung zu verändern.

Ich fühlte, daß ich erkannt und durchſchaut wurde. „Vielleicht, weil das nun einmal ſo Männerart iſt“, wich ich, innerlich umgeworfen, aus, „weil es uns Männern eben aus irgendeinem Grunde Spaß macht, an Frauen unſern Witz zu erproben, vielleicht darum, weil wir in dieſem Fach immer ſo aufmerkſame Zuhörer finden, weil die Welt nun einmal voll iſt von dieſen ergötzlichen Zwieſpältigkeiten, weil es allem nach wohl ſonſt ſo ganz unendlich langweilig wäre, weil dieſes offene und geheime Geplänkel nun einmal ſeit Adam und Evas Zeiten den Raum durchrieſelt und eben jeder Einzelne ein Glied einer endloſen Kette iſt, der er ja nimmermehr entrinnen kann. Das ſind wohl die Gründe, warum auch ſolche Leute ſich noch in Liebesſachen einmiſchen, die noch nie geliebt und nie geküßt haben.“

„Alſo hätten Sie noch nie einen Frauenmund geküßt?“ frug ſie lächelnd und lauernd und ſo, als wollte ſie ſich dadurch von irgendeinem geheimen Druck befreien.

„Nein", antwortete ich kurz und ehrlich. Das Wort klang wie ein Sieg und ſtand nun wie ein Turm aus Elfenbein im Raum, wie ein neues Etwas im endlos blauen Himmel, geradeſo wie vorhin das glühende Violett der Jacke Johanna Ruths.

„Und auch nie eine Frau geliebt?"

„Nein", antwortete ich ebenſo.

Johanna Ruth richtete ſich auf. „Wenn die Mädchen der Stadt dies erführen, wären Sie eine gewiſſe Sehenswürdigkeit." Sie nickte entſpannt. „Das muß ich doch meinem armen Mann erzählen. Es wird ihm ordentlich Spaß machen; er iſt ohnehin im geheimen bemüht, eine Frau für Sie zu finden und Sie glücklich zu machen."

Ich lachte offen heraus.

„Es iſt ganz, wie ich ſage; er hat ein Gemüt ſo weich wie eine Frau; er leidet mehr meine Leiden und die der andern, als die ſeinen, die doch wahrlich nicht gering ſind. Das iſt es ja auch, was mir ſein Krankſein ſo unendlich ſchmerzvoll macht."

„Hat er nicht eine ſchöne Frau?" warf ich plötzlich ein.

Johanna Ruth ſchüttelte den Kopf und ſagte dann: „Verſtehen Sie denn immer noch nicht? Er wäre ja im Gegenteil glücklich mit einer Häßlichen, mit einer um fünfzehn Jahre Älteren, mit einer Breſthaften."

Ich wehrte mich gegen dieſe Behauptung mit beiden Händen.

„Es ist so. Ich habe mir schon manchmal nachts im Traume giftige Säuren und dergleichen ins Gesicht gespritzt, mich selbst verstümmelt und mir das Haar bis an die Wurzeln abgeschnitten. Dann jubelte er mir zu und dankte mir dafür und war glücklich, weil er nun endlich von seinem furchtbaren Mitleid erlöst war."

„Oho", lachte ich auf. „Das verstehe ich alles ganz und gar nicht. Aber ich begreife nun allmählich immer besser, warum es mir mit Recht nie gelungen ist, Fäden in die von meiner Welt so grundverschiedene andere Frauenwelt hinüber zu spinnen, warum ich immer nur verletzen und spotten und nie lieben konnte."

Johanna Ruth fuhr sich leise über die Stirn. „Lassen wir dieses Thema, das Sie ja doch nur langweilt."

„Mir macht es geradezu Spaß", versicherte ich.

„Das ist sehr gefühllos", tadelte sie mich ernsthaft.

Ich schwieg betreten.

„Warum haben Sie mich denn um jeden Preis just in einer violetten Jacke malen wollen?" forschte sie nun wieder lächelnd.

„Weil ich Sie zum erstenmal in dieser violetten Jacke auf der Bank in der kleinen Anlage sitzen sah", antwortete ich heiser, und ich fühlte, wie die Röte unter meinem jungen Krausbart anschwoll.

„Nun verlange ich aber, daß Sie die heilige Cäcilia in einer blauen oder grünen oder meinetwegen safrangelben Jacke malen", warf sie mir entgegen und stand auf, um sich zu verabschieden.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung. Das war alles ganz und gar nicht so gemeint", erklärte ich verdutzt.

„Gleichwohl will ich nun in blauer oder grüner oder gelber Jacke gemalt werden."

„Wenn ich es in anderer Farbe aber eben nicht fertigbringe", entfuhr es mir.

Sie ward jäh rot, dann lächelte sie etwas erzwungen und sagte: „Nun, dann lösen Sie Ihre Aufgabe eben nach Möglichkeit, das heißt, so gut Sie es halt fertigbringen."

Ich ließ mich in meinen kostbaren Gobelinsessel fallen und starrte mit hängendem Kopf auf den silbergrauen Perserteppich.

„Dillenius."

„Bitte?"

„Warum . . .," sie hielt verlegen inne und suchte nach Worten, „warum haben Sie mich, nachdem Sie mir Ihren ganzen Liebesweg erzählt, nun nicht nach dem meinigen gefragt?"

„Sie haben doch Ihren Mann, den Herrn Düngelmann, geheiratet", versetzte ich spöttisch, ohne aufzublicken.

„Ja, aber trotzdem könnte ich doch vorher in meiner Jugend so etwa in Ihrer Art verliebt gewesen sein. Das müßte Sie doch neugierig machen."

„Allerdings", antwortete ich gedankenlos.

„Sie sind tatsächlich . . . ein Pferdemaler."

Ich richtete mich jäh auf. „Sehen Sie, da haben

wir es nun wieder. An mir ist schon Hopfen und Malz und alles verloren."

„Sie sind ein köstlicher Mensch", erklärte sie jetzt aber sofort.

„Haben Sie wirklich in Ihrer Jugend einmal geliebt?" frug ich nun doch noch.

„Einmal", erzählte sie, wie um meinen Spott niederzuhalten. „Ich war achtzehnjährig. Mein Vater hatte damals vorübergehend einen jungen Stellvertreter. Der war auch einer von jenen Männern, deren Jugendübermut Sie vorhin so selbstlos und treffend geschildert haben. Er hat mir natürlich auch, wie es bei dieser Männerjugend so Brauch ist, ewige Liebe und Treue geschworen."

„Und dann hat er Sie auch geküßt?" frug ich gespannt und fast besorgt.

„Nein, aber er hat es versucht, das war übergenug, das war zuviel, das war vielzuviel für ihn."

„Er war eben ein Lump."

„Vielleicht, trotzdem hätte er mich nicht zu küssen versucht, wenn ich ihm zur rechten Zeit eine Ohrfeige gegeben hätte", erklärte sie dunkel.

„Ich verstehe von alldem gar nichts", entgegnete ich.

„Dann ist es allerdings auch durchaus gleichgültig, was für eine Jacke Ihre heilige Cäcilia trägt, dann kann sie allerdings auch violett oder wie immer sein."

Sie hielt mir die Hand hin. „Auf Wiedersehen, morgen, nicht wahr?"

Ich war wie durchtobt von grenzenlosen Dingen.

Ich hielt ihre wonnevolle, lebendige Hand in der meinigen. Und dann bog ich mich in einem plötzlichen seligen Ansturm ganz unvermutet nieder, um diese Hand mit meinen Lippen zu berühren.

Sie entzog sich mir ebenso jäh und sagte spöttisch: „Also auf morgen, in der violetten Jacke, nicht wahr? Ich muß jetzt nach meinem armen Mann sehen."

Da saß ich nun, zwar etwas abgekühlt, aber immer noch im geheimsten selig durchglüht, eine geraume Weile in meinem tiefen Gobelinsessel vor dem angefangenen Bild der heiligen Cäcilia von Enzishofen. Die Unendlichkeit des reinen, blauen Himmels drängte sich lechzend durch die Scheiben. Das Violett der kommenden Heiligen glühte wie ein jubilierendes Wunder. Die Orgel rauschte wie ein überirdischer Strom von Farben und Lichtern. Trunkene Engel saßen lauschend zwischen den Massen der entrückten Zuhörer. Aber dann war es plötzlich, als blicke nun von irgendwoher ein fragender, stummer, goldbrauner Gesichtsfleck mit großen, fremden Augen zu einem Spalt herein.

Da stand ich endlich auf und verließ das Haus.

Am andern Morgen aber brachte ich eine neue Leinwand mit und viel Grün und Blau und Gelb. Allein Düngelmann beschwor mich, doch um alles in der Welt die violette Jacke beizubehalten. Und hatte ich denn ein Recht, diesem armen kranken Manne gerade diese Bitte abzuschlagen?

Nach einigen Tagen zeigte es sich, daß das Bild

hier aus verſchiedenen Gründen nicht vollendet werden konnte. Düngelmann ſchlug mir alſo vor, mich eine Weile in ſeinem Geburtsort Enzishofen zu zerſtreuen. Er ſelber ſchrieb gleich dorthin, ſorgte ſchon zum voraus für mein Behagen und beſtellte mir ein Zimmer bei ſeinem Bruder in der Mühle. Nach einiger Zeit wollte er dann mit Johanna Ruth nachfolgen und die alljährliche Sommerkur dort halten.

Ich erhob keinen ernſthaften Einwand dagegen und fuhr alſo ohne weiteres ab.

Nun war ich auf einmal der verwöhnte Hausgaſt einer großen, weltverlorenen Mühle. Das alles war ganz plötzlich und eigentlich völlig gegen meinen Willen gekommen. Hatte ich mich doch nach meinen Irrfahrten durch die Welt für eine gute Weile in meiner vielblauen heimiſchen Hügelſtadt niederlaſſen und arbeiten und berühmt werden und Bilder verkaufen wollen. Und jetzt ſaß ich, von den Küſten dreier Meere zurückgekehrt, in dieſer ganz unſäglich traumfernen Enzishofener Mühle, wo ich das Mühlrad rauſchen hörte und das reiche, vielfenſterige Kloſter mit den beiden reizvollen Ecktürmen, wohin einſt meine violette heilige Cäcilia kommen ſollte, überm flachen Tale blitzen ſah. Zugleich lachte ich ordentlich über mich ſelbſt und mein Vorhaben.

Ja, allmählich fing ich bereits an, des Müllers Pferde zu zeichnen und Entwürfe zu großen Dingen zu ſammeln. Ich fuhr alſo, ſooft ſich nur Gelegenheit bot, mit meinem ewig bemützten, biedern und

zugleich leiſe verſchmitzten, mutterwitzigen Hauswirt in der Kutſche durch tiefverträumte, hochhallige Wälder, über einſame, weite Fluren an einſamen großen Bauernhöfen mit alten Linden und Backöfen und Pfründnerhäuschen und Kapellen vorbei. Das war eine Sache, die Kopf und Herz jeweils ganz in Anſpruch nahm. Einmal fuhren wir im Trab gegen einen ſcharfen, wild herantobenden Gewitterwind. Aus einem großen Hügelhof kam uns ein Fuhrwerk entgegen, und drei, nein vier, nein fünf ältere Fohlen umjagten es, raſten mit flatternden Mähnen gegen uns her, vermiſchten ſich mit Sturmwirbeln und Luftbächen, ſtanden ſekundenlang ſenkrecht neben unerhörten Regenſäulen und Waſſerhoſen. Mein Müller Düngelmann ſchlug wahnſinnig mit der Peitſche um ſich. Sein rotes Geſicht funkelte vor Ärger, Empörung und geheimer, dunkler Luſt. Das Kutſchenpferd hing lotrecht an der Deichſel.

Ich aber lachte vor innerſter Wolluſt in alle Winde. Ich hatte nun meine neue nächſte Aufgabe. Das war eine mir vom Schickſal offenkundig zugeworfene, wilderhabene Sache, die mir auch eine heilige Cäcilia nicht übelnehmen konnte. Ich fühlte mich plötzlich befreit, erlöſt, mitten im Sturm, durch den Sturm ſelber. Von da ab genoß ich die Gegend immer noch eifriger. Abends aber ſaß ich nun plaudernd und kartenſpielend in der einſtockigen, noch aus Kloſterzeiten ſtammenden, barocken, kleinen Wirtſchaft zum Löwen. Hier war ich in der Geſellſchaft

des fröhlichen alten Superiors, des Ortspfarrers, des Lehrers und des Forſtwarts Vochezer. Ich wirkte da wie ein Zeuge aus einer gänzlich andern Welt. Ich wurde verhätſchelt und bewundert wie wohl nirgends ſeither und wie nirgends mehr und wohl nie wieder nachher. Mein hochbedeutender Schillerkragen, mein mannhafter Krausbart, meine Reiſen in alle Welt, meine Entwürfe von Müllers Pferden, dazu meine Muſik auf allen Saiten trugen mir eine ganz grenzenloſe Beachtung und ehrlichſte Bewunderung und Zuneigung ein. Der weißhaarige, ledergeſichtige alte Superior, der ſeine ganze Umgebung duzte, vergaß ſich mir gegenüber bereits hin und wieder und duzte mich ebenfalls. Der Ortslehrer lud mich ein, am Sonntag die Orgel zu ſpielen, und als er für eine Weile unpäßlich war, übernahm ich auch ſein Dirigentenamt und gab mithin auch der gelbroten, kindlich jungfräulichen Margarete, dem Töchterchen des Forſtwarts Vochezer, den Takt zu ihrer Silberſtimme aus Edens Räumen. Die Frau des Müllers trug mir tagtäglich Forellen auf. Und in der Müllerskutſche fuhr ich, an wiehernden Pferden vorbei, auf allen Straßen. Der Pfarrherr Döbele vollends hatte einen blühweiß geſtrichenen kleinen Nachen. Darin ruderte ich, zwiſchen Erlen und Weiden hindurch, nach dem buntblitzenden Kalkhäuschen des Forſtwarts, plauderte mit der geſprächigen Frau Vochezer, die an mir wie an einem Gotte emporſah, und begrüßte meine kleine Sängerin, die jungfräuliche Margarete.

Wenn es ſo weiterging, hatte ich meine im verborgenen immer noch weiterglimmende unritterliche, ſträfliche Leidenſchaft zu der ſchönen Frau eines armen, gelähmten Mannes bald glücklich überwunden. Dann konnte ich mich endlich wieder vor einem Pferdekopf und vor mir ſelber ſehen laſſen.

Margarete hatte ſehr hübſches, üppiges Haar von unſagbarer Farbe, und wenn ich ſage, es ſei gelbrötlich geweſen, ſo iſt das nur eine eigentlich ganz vergebliche Andeutung. Aber jedenfalls ſah ich bereits dann und wann über jener violetten Jacke meiner künftigen Heiligen dieſes unbeſchreibliche Gelbrot aufflammen. Und wenn ich glücklich ſo fortmachte, war ich bald von einer bodenloſen Torheit für alle Zeiten vollkommen geheilt. Dann konnte ich auch meinen verwiſchten Weg in die Welt wieder aufnehmen und nach Erledigung meines nun einmal übernommenen Auftrags künftighin tauſenderlei Pferde in eine tauſendfältige Luft hineinmalen. Einmal verriet ich dem Superior beim Skat in der Nebenſtube zum Löwen bereits, daß meine heilige Cäcilia gelbrotes Haar über einer violetten Jacke tragen werde, was ganz wunderſam zuſammenklinge. Der Superior hörte mir andächtig und erſtaunt zu. Dann erhob er ſein Glas und ſagte: „Auf dein Wohl, Dillenius. Du biſt ein hochbegnadetes Gotteskind.“ Und der Dorfpfarrer und namentlich auch der Forſtwart Vochezer beſtätigten dieſen Ausſpruch aus vollem Herzen. —

Gerade an dem Tag, da Düngelmann und Johanna Ruth abends in der Enzishofener Mühle eintreffen sollten, fuhr ich im weißen, leichten Nachen des Pfarrers mit Malzeug und allerhand Gedanken den silberglitzernden, himmelblauen Bach hinauf.

Am Waschbrett des Forstwarthäuschens machte ich halt. Frau Vochezer und die kleine Margarete aber kamen soeben mit einem Rinderfuhrwerk durch den Baumgarten. Die Mutter leitete, neben den Tieren hurtig einherstapfend, das Gefährt. Margarete saß auf dem Wagen in frischem Klee. Sie trug einen Strohhut mit kleinen, verblichenen Rosen, über den ein weißes, unterm Kinn geknüpftes Tüchlein gebunden war. Ihr ovales Gesicht war leise gerötet, und die gelben Löckchen, die aus dem weißen Tüchlein quollen, kamen im Lichtwechsel zu ganz unerhörter Wirkung. Überhaupt hob der Wechsel von grellem Licht und wunderlichen Baumschatten ihre Figur in eine ganz wundersame Luft hinauf.

Ich band mein weißes Boot an einen Erlenbaum und rief laut: „Guten Morgen, Frau Vochezer, guten Morgen, Fräulein Margarete."

Frau Vochezer hielt die Tiere an. Sie war verwirrt wie ein Mädchen. Margarete aber sprang verschämt vom Wagen und band ihr Huttüchlein los. „Wir bekommen wohl einen Gehilfen?" scherzte die rundliche, stämmige Frau Vochezer, als sie sich von ihrem geheimen Schreck erholt hatte.

„Auch das ist möglich," lachte ich und setzte

meinen Fuß aufs Land, „aber zunächst komme ich in ganz selbstsüchtiger Absicht.“

Mutter Vochezer nahm mit beifälligstem Erstaunen von meinem blühweißen Schillerkragen, meinem langwallenden Künstlerschopf und dem mannhaften, flaumigen Vollbart Kenntnis. So vorbehaltlos und herzlich ist wohl selten jemand von einer mütterlichen Frau bewundert worden. Sie schlug ihre Rinder mit dem Peitschenstiel vor die Köpfe und sagte dann: „Wir bitten vielmal um Entschuldigung; denn wir schauen eben aus wie die Landleute am Werktag. Margarete, führe doch den Herrn Dillenius gleich in die Stube. Ich kann schon allein ausspannen. Und hole ein Glas Himbeersaft oder Apfelmost herauf; Wein haben wir ja leider keinen.“

Margarete öffnete mir die Tür ins Haus und in die kleine Stube. Dann verließ sie mich wieder mit der Bitte, einen Augenblick zu gedulden, bis sie sich etwas in Ordnung gebracht habe.

Die Stube hatte einen mit weißem Sand gescheuerten Tannenboden, den ein entzückender bunter Haderneppich hälftig teilte. Billige Farbendrucke hingen traulich und seltsam bedeutend und lebendig an den untadeligen Wänden. Der Tisch, an dem drei Stühle standen, war mit einem hellen Wachstuch überspannt. Ein prächtiger ländlicher Blumenflor glühte auf den Gesimsen. Ein hochgebauschtes, straffes, dunkelrotes Sofa, auf dem offenbar nie jemand saß, lud flehentlich zum Sitzen ein. Es war, als sei

eine Braut im Haus, so zärtlich verliebt und mit Geheimnissen beladen war alles.

Margarete brachte goldgelben Apfelwein in einem geschliffenen Glase, und eine Sonnenflamme funkelte darin, als sie im Licht über den hübschen bunten Haderntеppich schritt. Sie trug nun eine grünunterschimmerte blaue Bluse, deren Töne das Gelbrot ihres Haares zu ganz ungeahnter, vollendeter Wirkung brachten, so daß ich sofort von meiner immer noch innerlich geforderten violetten Jacke abfiel.

„Ich bin gekommen, um Sie zu malen", erklärte ich ohne Umschweife, während Margarete gesenkten Blickes das Getränk und den Teller mit dem flachen Brotlaib vor mir niederstellte.

Sie war nicht einmal allzusehr überrascht; sie nahm die Sache vielmehr mit einer gewissen kindlichen Ergebung und in holdester Verwirrung hin und sagte: „Da wird's noch Schönre geben als ich."

„Ich brauche aber Ihr schönes Haar", sagte ich.

Sie errötete tief und meinte: „Ich gäbe viel darum, wenn ich schwarzes hätte. Mein Bruder Lukas, der auf der Universität studiert, hat ganz kohlschwarzes, wunderschönes Haar."

Ich wurde etwas unruhig, denn an diesen Bruder hatte ich eigentlich nie so richtig gedacht, obwohl der Forstwart selbstverständlich beim Kartenspiel hin und wieder von ihm erzählt hatte. Es war mir in diesem Augenblick irgendwie unangenehm, daß man hier in diesem weltfernen, berückenden Häuschen

einen Bruder auf der Univerſität hatte; mit einem Schäfer- oder Müllerburſchen hätte ich mich jedenfalls leichter abgefunden.

„Nun müſſen Sie aber unſer Hausgetränk und unſer Hausbrot verkoſten", bat Margarete treuherzig, indem ſie ſich auf einen Stuhl niederließ und ihre hübſche ländliche Schürze über den Knieen glatt ſtreifte.

Da aß ich alſo einen Biſſen Brot und trank einen Schluck des goldgelben Getränkes ſamt der darin brennenden Sonnenflamme.

„Ich muß mich arg entſchuldigen", meinte die nun durch die Tür hereinblickende Frau Vochezer; ſie ſah verſchämt an ſich hinunter.

„Dazu liegt durchaus kein Grund vor", entgegnete ich ehrlich.

„Aber abmalen möchte ich mich in dieſem Aufzug doch nicht laſſen", erklärte ſie lachend.

„Warum denn nicht?" verſetzte ich, während ich ihr rotes Leibchen, die weißen, grobleinenen, kurzen Hemdärmel, die braunen runden Arme, das tiefſchwarze, glatte, geſcheitelte dicke Haar mit einem flüchtigen Blick ſtreifte. Und nun erinnerte ich mich plötzlich, daß der Forſtwart gelbblond und krausharig war.

„Die Herren Maler haben ſo ihre eigenen Anſichten; wir einfachen Leute verſtehen nichts davon."

„So möchte ich alſo diesmal Fräulein Margarete bitten, mir gütig zu einer Studie zu ſitzen. Ich habe ja doch auch den Taktſtock zu ihren Lerchentönen

geſchwungen; ſonſt hätte ich mir ja nicht erlaubt, dieſe meine Bitte vorzutragen."

„Wenn Margarete damit einverſtanden iſt, habe ich gar nichts dagegen", erklärte Frau Vochezer; ſie ſtrahlte vor heimlichem Mutterglück.

Eine unausſprechliche Luft voll ſüßer Spannung war plötzlich im Raum. Und ich ſpürte es deutlich, daß in dieſem kleinen, bunten, ſonnigen Kalkhaus am himmelblauen Mühlenbach ſchon hin und wieder ein Wort über den hergeſchneiten Malersmann im blühweißen Schillerkragen, der da obendrein noch ſo herrlich den Taktſtock ſchwang, geſprochen oder unausgeſprochen gemeinſam gedacht worden war. Nun, ſo ein kartenſpielender, in aller Muſik ſprühender Maler, den der hochverehrte alte Superior duzte, den die reiche Müllerin ohne jegliche Reue mit lauter Butterforellen fütterte, den der Müller in ſeiner ſtrahlendſten Lackkutſche durch Wald und Fluren fuhr, ſo ein Maler war ja auch ſchon eine gewiſſe Sache.

„Du mußt dich dann aber auf jeden Fall anders anziehen," ſagte Mutter Vochezer, „dein Sonntagskleid und die Halskette und deine neue Broſche."

„Die Halskette genügt vollkommen", verſicherte ich.

„Herr Dillenius will ja nur mein Haar malen", erzählte die kleine Margarete, nicht ohne leiſen Vorwurf.

„Ein bißchen vom Geſicht brauche ich ſchon auch noch dazu", lachte ich herzlich.

„Macht's, wie's recht iſt", meinte Frau Vochezer

mütterlich. Ich muß jetzt an meine Arbeit." Sie ging hinaus und ließ die Türe offen. ‚War nicht einſt aus einem armen Hirtenknaben ſpäter ein großmächtiger Papſt geworden?' Und hatten ſich nicht ſchon Fürſten und Millionäre ihr Glück mitten aus dem Volk geholt? dachte ſie wohl vor ſich hin. Freilich, über die Gedanken anderer kann man nur mutmaßen. Margarete ſaß nun bereits an ihrem Platze. „Iſt's ſo recht?" frug ſie in bezaubernder Unſchuld.

„Jawohl", ſagte ich entzückt.

Die roten Geranien am Fenſter flammten. Ein tiefblauer Himmel überwölbte alles. Es war wie in der Stadt im ſtolzen Hauſe Düngelmanns, nur noch um einen Himmel reiner und reicher. Da begann ich denn fieberhaft draufloszumalen und vergaß die Zeit und mich ſelber, während eine große Hummel wie ein lebendiges Märchen ums Fenſter brummte, verſchwand und wiederkehrte.

„Was ſtudiert Ihr Herr Bruder?" frug ich einmal, um irgend etwas zu ſagen.

„Philoſophie", antwortete ſie.

Das Wort fiel wie ein wunderſam gefärbter Apfel aus einem wunderſamen, über uns ſich wölbenden Paradies in dieſe verlorene Welt herein. Philoſophie . . . Wie wunderbar das Wort in ihrem Munde klang!

„Ei, ei", ſagte ich und vergaß auch dieſe Sache wieder; denn ich lebte ganz in dem himmliſchen

Glanz dieſes berückenden Haares und war fiebernd tätig, dieſes engelreine, feine, roſig blaſſe Geſicht, das ich ſchon von meinem Chordirektoramt her kannte, auf meine Leinwand zu heften. Und ſchon ſah ich die hingenommene, gedrängte Menge wieder, die lauſchenden Engel, und kein noch ſo leiſer Fleck war diesmal dazwiſchen. Bei Gott, vielleicht würde ich nun ſogar noch ein Madonnenmaler werden und nicht immer nur mit Pferdezungen reden. Ich beachtete es kaum mehr, daß Mutter Vochezer einmal auf den Zehen über meine Schultern hinweg die neue Heilige anſtaunte und dann ebenſo lautlos wieder wegging und voller Ehrfurcht die Türe hinter ſich zuzog.

Nun war auch plötzlich die Hummel wieder am Fenſter. Es war ganz wunderſam zu leben in dieſer neuen Welt! Sollte nicht Johanna Ruth mit ihrem Gatten Düngelmann heute abend ankommen? fiel mir aber nun plötzlich ein. Das war eigentlich einmal eine ziemlich ungute Sache geweſen, oder vielmehr, das hätte einmal eine ſolche werden können. War es nun nicht wie eine Fügung guter Götter, daß ich jetzt hier ſaß und dieſe himmliſche Margarete malte und den Hummeln lauſchte und mit ganzer Seele an neuen Dingen ſchuf? War ich nun als ein von den Frauen Verworfener und Vergeſſener nicht endlich mit Fug und Recht verliebt? Und hatte Margarete nicht einen Bruder, der ſogar Philoſophie ſtudierte? O herrlich klingendes Wort: Philoſophie, Philoſophie . . .

Wäre es denn so arg, wenn nun ein Maler mit Schillerkragen sich aus diesem Haus, wo das Glück als Hummel verkleidet umherflog, sich sein Mädchen holte? Das heißt, ich war ja allerdings noch so jung und so voller Pläne; ich hatte weder das Geld noch den nötigen Kredit, um mir ein Heim zu erschaffen. Ich hatte gar nichts als lauter Hoffnungen, die sich auf gemalte Pferde und göttliche Madonnen gründeten! Aber war denn dies gar nichts?

Die Hummel verirrte sich in die Stube. Margarete wich unwillkürlich zurück.

„Sind Sie müde?"

„Nein", lächelte sie errötend. Sie sah herüber und betrachtete verwundert meinen fiebernd hingegossenen Entwurf.

Ich erhob mich, nahm sie leise bei der Hand und führte sie in den entsprechenden Abstand. Wir betrachteten die neue Sache eine Weile schweigend. Dann trat ich einen halben Schritt zurück und trank in einem berückenden Augenblick den Himmel von Bild und Gegenstand in mich ein.

Margaretens Wange fieberte. Ihre Brust wogte heimlich. Da beugte ich mich leise vor und drückte meine Lippen auf ihre sanfte, reine, selige Wange. Sie rührte sich nicht.

Aber plötzlich entwand sie sich mir und setzte sich überrot und verschämt und mädchenselig zugleich auf ihren Stuhl. Auch ich nahm nun meinen Platz wieder ein.

„Hält sie auch schön still?" frug die Mutter nach einer Weile in der Tür.

„Jawohl", antwortete ich und räusperte mich sofort darauf.

Margarete wagte aber nicht, den Kopf zu bewegen. Sie war rot bis an den Hals hinunter und verharrte stumm in ihrer Haltung.

Mutter Vochezer lächelte in freudigem Schreck. „Das Bild muß ja auch nicht heute fertig werden", meinte sie glücklich.

„Doch, es muß heute auf alle Fälle fertig werden", behauptete ich dunkel. Ich malte noch eine Weile; aber dann sah ich doch ermattend ein, daß die Kraft eines Tages eben doch nicht hinreichte, eine Heilige zu erschaffen.

Auch die Hummel war nun fort. Merkwürdig, seit dem Kusse war sie fort. Mit plötzlichen geheimen Zweifeln im Busen verschob ich also die Sache.

Als ich in die Mühle heim kam, erreichte mich die Nachricht, daß Herr Düngelmann infolge eines Rückfalls die geplante Reise plötzlich aufgeben mußte und daß ich sofort in die Stadt zurückkehren möchte, damit die versprochene heilige Cäcilia nun endlich dem Kloster übergeben werden könne. Was sollte ich da tun? Der Müller lüftete die Mütze und kraute sich mit dem Zeigefinger in den Haaren. Er sagte mir ganz offen, er werde mich gleich heute nachmittag zur Bahnstation fahren.

„Allem nach liegt dem Schwager sehr viel daran,

daß das Bild jetzt zustande kommt", meinte auch die Müllerin, die mir eine Abschiedsplatte Forellen auftrug. „Wenn die Sache fertig und der Schwager wieder reisefähig ist, dann kommen Sie eben alle zusammen mit dem Ölbild wieder zu uns", fügte sie aufrichtig hinzu.

Ich setzte mich also gleich nach Tisch wohl oder übel in des Müllers Kutsche. Die Pferde mit ihren wundervoll geschwungenen Halslinien bebten vor Ungeduld. Der Fuhrmann gab sein Zeichen. Die Pferde flogen davon. Die Müllerin winkte uns nach. Wir donnerten über die Holzbrücke, nahmen den Talhang im Flug. Scharfer Luftzug rann mir durch den Flaumbart. Ich drückte meinen Hut an und sah noch einmal hinter mich. Das weiße vielfenstrige Kloster lag grell in der Sonne. Der alte Superior saß im Schatten eines Nußbaumes. Er erkannte uns wohl an meinem Schillerkragen und winkte mit seinem Schnupftuch bedächtig herüber. Im Pfarrhaus und Schulhaus waren die Läden auf der Sommerseite geschlossen. Am grünen Bachhang glühte das Häuschen des Forstwarts Vochezer, und obwohl das natürlich im Augenblick barer Unsinn war, so hatte ich doch irgendwie im geheimsten das unbeschreibliche Gefühl, daß ich dieses Häuschen nun wohl nie wieder in meinem Leben betreten werde.

Am Bahnhof gab ich meine Koffer auf. Dann aber fuhr ich in einer andern Richtung ab, weil ich

jetzt doch um keinen Preis fähig war, im Auftrag Düngelmanns seine Frau Johanna Ruth als heilige Cäcilia fertigzumalen. Ich fuhr zu einer dringenden kurzen Erholung und Selbstbetrachtung ins Oberland, wo rauhe Freiluft wehte und wo man langhaarige Maler und ähnliche Gesellen noch für die Narren und Gaukler hielt, die sie in Wirklichkeit vor Gott und allen Menschen waren. Vom Oberland aus schrieb ich auch an Düngelmann und bat ihn um Befreiung oder doch Aufschub meines nun einmal angenommenen Auftrags.

Aber eben in dieses Oberland gelangte an einem dämmerigen Nachmittag, da der Dunst wie ein Schwamm das schwüle Licht einsog, eine Traueranzeige, worin der Tod des armen Herrn Düngelmann den Verwandten und Freunden schmerzerfüllt bekanntgegeben wurde.

Das hätte ich ja eigentlich alles kommen sehen müssen. Aber nichtsdestoweniger war ich damals vollkommen überrascht. Nun blieb ich erst recht, wo ich war, und zeichnete Pferdeköpfe in mein Skizzenbuch, wenn ich mich recht erinnere, gleich siebenundsiebzig nacheinander. An die Witfrau Düngelmann aber sandte ich eine Beileidskarte, auf die ich dann eine gedruckte Danksagung aus Enzishofen empfing.

Nun war Johanna Ruth also wohl zur Erholung in der Mühle. Vielleicht ging sie noch ins Kloster als leibhaftige heilige Cäcilia. Was doch der gute alte Superior, der mir damals mit rotem Schnupftuch

unter dem grünen Nußbaum noch Abſchied gewinkt hatte, für geheimnisvoll glühende Dinge verwaltete. Ob Johanna Ruth und jene holdſelige, engelreine Margarete wohl dann und wann einander begegneten? und ob ſie ſich dann begrüßten und miteinander plauderten?

Ich litt nun jedenfalls bisweilen ſchwer darunter, daß ich, nur um eine ſträfliche Leidenſchaft abzuſtreifen, mich ſozuſagen mit Willen in ein unſchuldiges Naturkind verliebt und es gemalt und geküßt hatte. Und manchmal ſah ich mich im Traum bereits als den Ehemann eines Kindes, das gerade gut genug geweſen war, an die Stelle einer Frau zu treten, die ich trotz allem ebenſowenig vergeſſen konnte und die nun allein ihre ſchon bisher vergebliche Jugend vertrauerte. Und manchmal beſchloß ich dann, nur um endlich allem Zwieſpalt ein jähes, gewaltſames Ende zu bereiten, auf der Stelle irgendeine Vernunftehe einzugehen.

Ja, einmal beſuchte ich auch bereits, zwar unter entſprechendem Herzklopfen, aber doch allen Ernſtes eine Heiratsvermittlerin in der nächſten Provinzſtadt. Ich traf hier eine ſchon bejahrte Frau mit Fettrücken und Nebenkinn und einem dunkeln Bärtchen über der dicken Oberlippe, die nun meine verzweifelte Sache ſo werktäglich und gelaſſen behandelte, daß mich ſofort ein ganz furchtbares Grauen vor der Menſchheit überlief. Sie lobte meine Jugend, meine ſtattliche Erſcheinung, und wenn ich meinen Schillerkragen nicht vorſichtigerweiſe zu Hauſe gelaſſen hätte,

wäre ich wohl auch noch darob entsprechend gerühmt worden. Sie wies mir eine endlose Reihe von passenden Jungfrauen und jungen Witwen vor, die ich nun nach der Wahl hätte heiraten und lieben können.

Gelähmt und angewidert ließ ich die ganze Sache über mich ergehen, so, wie man einem ekligen Barbier nicht mehr entrinnen kann, ehe er mit seiner nun einmal begonnenen Aufgabe am Ende ist. Ich besah diese zum Teil sogar sehr hübschen Lichtbilder und dachte immer nur: ‚Gott, wieviel tausendmal stolzer und erhabener ist doch zum Beispiel ein schöner Pferdekopf diesen unsäglich armen Dingern gegenüber, die nun alle um jeden Preis einen im Grund ebenso nichtswürdigen Mann haben wollen, um in Zukunft der wirtschaftlichen Sorge zu entrinnen, um wie die andern alle einst ein Kind zu haben, um später einmal in einem Auto zu fahren und die Welt zu bereisen, um sich in Gesellschaft mit einem Manne über die eigene Seelenlosigkeit hinwegzutäuschen.‘

Wenn Johanna Ruth nun etwa vor lauter Heimweh nach ihrem Manne in den Tod ging, schwur ich in diesem Augenblick, würde ich trotz allem noch eine herrliche, allem Erdentand entsagende, stolze, heilige Cäcilia malen, und die Nachwelt sollte mich dann einmal keinen Stümper schelten. —

Gegen den Winter kehrte ich in die Stadt zurück, in der Absicht, meine Bude sofort mit einer andern in einem ihr entgegengesetzten Viertel zu vertauschen.

Aber als ich ankam, war Johanna Ruth immer noch abwesend. Zwar waren die Rolläden ihrer Wohnräume hinaufgezogen, aber nichts rührte sich hinter den kostbaren Vorhängen, nur das längliche Faltengesicht der alten Köchin, die also wohl das Haus hüten mußte, sah ich alle vierzehn Tage da und dort einmal auf einen Augenblick. Unterdessen wurde es Winter. Und immer noch war ich aus Rücksicht gegen meine biederen Hausleute nicht ausgezogen. Aber den Schillerkragen legte ich damals für immer ab, und auch mein zarter, gekräuselter Vollbart, der so weich und gefällig über das straffe, knochige, dünnhäutige Gesicht lief, fiel als Opfer einer durchaus neuen Zeit, die alle Brücken zu einer zwiespältigen und unfruchtbaren Vergangenheit abgebrochen hatte. Und weder die Heiratsvermittlerin der Provinzstadt noch eine der beiden Cäcilien würden mich nun mit meinem kleiner gewordenen, spitzen Gesicht und dem fast allzukecken Adamsapfel im modischen Ausschnitt meines modisch gesteiften Leinenkragens wieder erkannt haben. Das schien mir sicher. Übrigens standen die beiden Entwürfe, der violette sowohl wie der grünunterschimmerte blaue, irgendwo an der Wand hinter einer Unzahl von halbfertigen Pferdebildern. Auch Lederzeug, Geschirr in allen Spielarten, Kummet und Halfter, hing massenhaft und ungeordnet darüber hinweg. Und ohne Wohnungswechsel war diesen Cäcilien schlechthin nicht mehr beizukommen.

In wilder Arbeit und traumverwegenen Flügen

ins Reich der Unſterblichkeit ging der Winter vorüber, das heißt für mich, die andere Welt hatte natürlich ihre andern, alten und doch ewig neuen Ereigniſſe.

Schon prallte wieder die volle Märzſonne an den für ihr Licht allem nach ganz beſonders empfänglichen Silberſandſtein des Düngelmannſchen Hauſes; im Garten davor lachte wieder das erſte Grün früher Zierſträucher in eine göttliche Welt hinein. Auf den Bänken der Anlagen ſaßen genau wie im vergangenen Jahr wieder ſonnendurſtige Menſchen in bunten Gewändern, Mütter mit gleißenden Stricknadeln bei hochgeſchäftigen Kindern, alte und kranke Männer mit den Spazierſtöcken zwiſchen den Beinen.

Nur die Fenſter des Düngelmannſchen Hauſes blieben nach wie vor geſchloſſen.

Da trat gerade am Donnerstag nach Oſtern, als ich einmal von der Leinwand aufblickte, durch die Balkonfenſtertüre bei Düngelmanns eine dunkle Frauengeſtalt heraus und ſtand nun plötzlich frei im weißen Licht, vor dem weißen, blitzenden Türrahmen, vor der grellſilbernen, breiten Hausfläche auf dem kleinen Balkon gleichſam mitten im unendlich blauen Himmel. Auch die Fenſter waren nun auf einmal alle geöffnet.

Sie ſah neugierig auf Straße und in den Garten hinunter und über die Nachbarſchaft hinweg. Ich regte mich nicht vor lauter Überraſchung, Bewunderung und Spannung ... Nein, in meinen Winkel herauf ſah ſie nicht ...

Sie hatte eigentlich gar nicht gealtert. Ihr Antlitz war eher frisch und rosig denn blaß. Ihr schönes braunes Haar war in dicken Flechten um den Kopf gelegt. Ihre schönen dunkeln Brauen fielen mir heute besonders auf. Ihr Mund war leise geschlossen. Ihr ganzes Wesen hatte etwas Hingenommenes und Versunkenes. Nun drehte sie sich aber langsam und verschwand dann rascher, als mir in diesem Augenblick lieb war, mit flimmernden Flechten in der Tür.

Ich schlug mich vor die Stirn. Warum war ich denn nicht längst ausgezogen? Das hätte ich doch wieder einmal alles kommen sehen müssen! Der abgelegte Schillerkragen, mein Bartopfer waren ja eine reine Kinderei. Warum war ich denn nicht längst in ein anderes Viertel verzogen?

Trotzdem dauerte es ziemlich lange, bis wir uns wieder begegneten, das heißt genau fünf Tage. Es war der Vormittag des sechsten Tages, als wir an einer Straßenkreuzung nun plötzlich und ganz unvermutet einander gegenüberstanden. Johanna Ruth erkannte mich sofort. Und ich selber lüftete halb in freudigem Schreck, halb aus Scham wegen meines fehlenden Vollbarts den Hut.

Sie errötete leicht. Und nun zeigte es sich von neuem, daß ich tatsächlich vom tiefsten Wesen einer Frau nicht die geringste Ahnung hatte.

„Grüß Gott", sagte sie.

„Grüß Gott", sagte ich ebenso.

„Warum haben Sie denn gar nie von ſich hören laſſen?“

„Ich war ſtark beſchäftigt“, antwortete ich.

„So, ſo.“

„Jawohl“, ſagte ich.

„Und warum ſind Sie denn nie mehr in die Enzishofener Mühle gekommen?“

Ich zerdrückte meinen grauen Filz zwiſchen den Händen. Warum war ich denn nicht mehr in die Mühle gekommen? Bei allen Göttern, warum war ich nicht in die Mühle gekommen? Sie lächelte mich harmlos und neugierig zugleich an, ſo, wie nur eine Frau, und im beſonderen wohl nur eine Witfrau einen anlächeln kann.

Da ſagte ich noch einmal: „Ich hatte furchtbar viel Arbeit.“

„So, ſo.“

„Jawohl“, ſagte ich.

Sie lächelte und reichte mir enteilend die Hand.

Warum, bei allen Göttern, war ich nicht in die Mühle gekommen? Warum war ich nicht ausgezogen? Warum war ich überhaupt je hier eingezogen? Warum hatte ich es überhaupt je gewagt, eine heilige Cäcilie zu malen, das heißt nicht eine, nein gleich zwei, eine violette und eine noch viel heiligere grünunterſchimmerte blaue mit einem gelbroten Glorienhaar? Warum war ich überhaupt Maler geworden und hatte mir Locken und einen Vollbart wachſen laſſen?

Richtig, über dieſen meinen geweſenen ruhm würdigen, zart gekräuſelten Bart hatte ſie tatſächlich nicht ein Wörtchen verloren! Noch einmal: ich hatte nicht die allerleiſeſte Ahnung von dem tiefſten Weſen einer ſchönen Frau oder gar Witfrau.

Am Samstag darauf ſtand ich ſchon auf eine halbe Sekunde am Gartenzaun des ſonnumprallten, lichten Sandſteinhauſes. Gewiß, ſo große, ſamtdunkle, buntglutende, phantaſievolle Violen waren um dieſe Jahreszeit nichts Gewöhnliches, ſogar etwas ſehr Seltenes, aber es gab andere Gärten ohne Witfrauen, woraus ebenfalls Violen lachten.

Und am überandern Sonntag war ich nun tatſächlich bei Johanna Ruth zum Mittagsmahle eingeladen.

Das war auf folgende Weiſe zugegangen. Der Schwager, der Müller Düngelmann aus Enzishofen, war nämlich in die Stadt gekommen, um ſich eine Ausſtellung landwirtſchaftlicher Maſchinen anzuſehen. Und nun klingelte es am Sonntag kurz nach zwölf Uhr in meinem Dachſtock, ohne daß ſich jemand vor der Tür zeigte. Da entdeckte ich aber mitten auf der Straße unten einen ſtämmigen, breitſchulterigen Mann in hellem Anzug und hellem Hut, der mit beiden Armen zu mir aufs lebhafteſte heraufpredigte und gleichſam die ganze Straße zur Mitbeteiligung an unſerer Unterhaltung einlud. Der Vorgang hatte in ſeiner Urwüchſigkeit und Natürlichkeit hier in dieſem feierlich abgetönten Stadtviertel etwas ſo

Liebenswürdiges und Wohltuendes, daß unſre Sache ſofort aller Augen und Herzen für ſich gewann.

„Herr Dillenius, holla, he! und Grüßgott und ſo weiter!“ rief der Mann herauf.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ frug ich verdutzt durch mein Fenſter.

„Sie kennen mich am Ende wohl gar nimmer? Haben Sie denn uns Enzishofener ganz und gar vergeſſen?“

„Ah, Herr Düngelmann, Grüß Gott“, rief ich fröhlich hinab.

„Um's Himmels willen, Sie haben ja weder Bart noch Haar! Bei Gott, das ſieht ja ſehr luſtig aus! Aber nun kommen Sie mal gleich herunter; ich ſpeiſe heute bei meiner Schwägerin Johanna Ruth zu Mittag und folglich Sie auch, das verſteht ſich; ich mag nicht ſo langweilig zu Mittag eſſen; alſo immer nur munter von Ihrer Dachluke herunter.“

„Sofort“, antwortete ich aus heller Verzweiflung im Angeſicht der ganzen Straße.

Trotzdem ſchwankte ich noch, was ich nun eigentlich tun ſollte. Aber da raſte das elektriſche Läutwerk ſchon wieder, diesmal gleich wie in einer Mühle, die leerläuft. „Sofort, ſofort“, rief ich noch einmal in den Hemdärmeln hinunter.

„Gut ſo, immer nur munter“, lachte der Müller herauf.

Ich wollte ihn bitten, einſtweilen vorauszugehen; aber das hatte, wie ich mich von neuem überzeugte,

nicht die leiſeſte Ausſicht auf Erfolg. Ich kleidete mich alſo in höchſter Eile an und rannte alsdann, von einem regelmäßig wiederkehrenden Geklingel angefeuert, die Treppen hinunter. Auf der Straße unten umarmte mich der gutgelaunte Mann und führte mich nun vor aller Welt der ſchönen, einſamen Witfrau Johanna Ruth entgegen. Wir durchſchritten plaudernd den Garten, erſtiegen die glimmerblitzende Haustreppe und legten im Korridor die Hüte ab.

Der Müller geleitete mich in das quadratiſche Zimmer mit den Gobelinſeſſeln, daran der kleine dämmerige Madonnenraum anſtieß.

„Hoffentlich iſt Frau Düngelmann auf meinen Beſuch vorbereitet", ſagte ich.

„Selbſtverſtändlich", antwortete der Müller nebenbei und ließ ſich in einen der prunkvollen Seſſel fallen. „Und nun ſagen Sie mir mal, was machen Sie denn eigentlich immer auf Ihrem Dachboden oben?"

„Arbeiten."

„Malen?"

Ich nickte.

Der Enzishofener Müller machte eine anerkennende Bewegung. Dann aber verzog er plötzlich ſein rotes Geſicht, bis der Mund ganz ſchief und höhniſch war, und erklärte mit einem verächtlichen Blick auf die vielen koſtbar gerahmten Gemälde des Zimmers, in dem wir ſaßen: „Das, was Sie malen, das laſſe ich mir gefallen, hoch gefallen ſogar. Im Eß-

zimmer hängt ein Gaul von Ihnen, der gefällt mir, hoch gefällt er mir; der ſagt mir was; den verſtehe ich; aber für all das Zeug, das mein Bruder ſelig da an den Wänden herumgehängt hat, gäbe ich keinen roten Heller."

„Die Madonnen", wandte ich lächelnd ein.

„Meinetwegen, aber ſie ſind viel zu groß für dieſen kleinen Winkel, ſie gehören in eine Kirche; dieſer Winkel aber iſt eben keine Kirche und auch keine Kapelle. Wie geſagt, von all den goldgerahmten Dingen möchte ich nicht ein einziges geſchenkt, Ihren prächtigen Gaul, wie geſagt, ausgenommen. Dieſe Maler da hätte man vor allem eine Zeitlang mit Forellen füttern müſſen, damit ſie reines Blut in ihren Kopf bekommen hätten. Aber ſagen Sie mir, wann kommen Sie denn wieder mal zu uns in die Mühle. Ich ſage Ihnen, alles hat Heimweh nach Ihnen."

Der Müller ließ ſich in die Lehne zurückfallen, ſtreckte die Arme von ſich weg in die Luft hinaus und fragte: „Und warum in aller Welt haben Sie denn Ihren hübſchen Bart und Ihren ſchönen Malerkragen abgelegt?"

„Das könnte ja ſchließlich wieder einmal gutgemacht werden", lächelte ich verzweifelt.

„Für Enzishofen wird es jedenfalls verlangt; wir kennen dort einen einzigen Maler, und zwar einen mit Bart und Malerkragen, und der ſind Sie; einen anderen kennen wir nicht."

Digitized by Google

Und nun erzählte der aufs beſte aufgelegte Mann vom Kutſchenfahren, vom Fiſchen und Kahnfahren, vom Erlenbach, von den Spielratten im Wirtshaus zum Löwen, vom fröhlichen alten Superior und vom biedern Forſtwart Vochezer und allem andern.

Ich ſaß wie auf Nadeln. Aber der geſprächige Müller berührte die kleine Margarete mit keinem Wort. Ich atmete erlöſt auf. Mein Blut wurde plötzlich heller und flüſſiger. Ich hatte da offenbar wieder einmal, wie immer in meinem Leben, ein flüchtiges, kleines Erlebnis viel zu dunkel und ernſt genommen. Ich kannte ja in der Tat die Frauen noch viel weniger als der Müller die Gemälde; ſie dachten und lebten ſicher in jedem Falle immer durchaus anders, als ich es mir in vollkommener Unkenntnis ausmalte. Wahrſcheinlich hatte auch jene kleine Margarete eine längſt dahingewehte, flüchtige, ſeltſame Stunde längſt verloren und vergeſſen. Ich lachte nun auf einmal beim Anblick dieſes breitſchultrigen, feſtpoſtierten Müllers mit dem leiſe ſchiefen, fröhlichen Mund, der ihn von ſeinem verſtorbenen Bruder ſo ganz und gar unterſchied. Ich hatte nächſtens meine helle Freude an allem, was der Mann gemacht hatte. Und ich war vorzüglich in Stimmung, als Johanna Ruth nun eintrat.

Ich ging erfreut auf die ſchöne Frau zu und drückte ihr innig die Hand.

„Habe ich es nicht geſagt, daß ich ihn herbringe?“ prahlte der Müller unverfroren.

Johanna Ruth errötete. Aber ich lachte gleich so ungezwungen und heiter darüber hinweg, daß wir alle sofort die alte Munterkeit zurückgewannen und uns darin ergötzten wie in einem Sommerbad. Es war nicht zu leugnen, wir waren in der Tat die drei Menschen, die an diesem hohen, schönen Frühlingsnachmittag, wo das blaue Licht zu allen Luken und Poren hereindrang, vollkommen zusammenpaßten.

Nach dem Mahl spielte Johanna Ruth, einem Wunsche des Schwagers folgend, eine Weile Klavier und ich die Geige. Dann schlug der Müller ein Sonntagmittagsschläfchen von zehn Minuten vor. Ich wollte mich unterdessen auf meinen Dachstock zurückziehen, doch der Müller behauptete, er schlafe keine Sekunde über zehn Minuten hinaus, und verlangte, daß ich mittlerweile seiner Schwägerin Gesellschaft leiste. Er prophezeite mir auch, daß ich heute, da er nun einmal hier sei, vor Mitternacht ja doch nicht aus dem Hause komme.

Der Müller legte sich also oben in seinem Gastzimmer aufs Bett und schlief hier den Zehnminutenschlaf des Gerechten vom Lande.

Johanna Ruth und ich musizierten eine Weile vierhändig, leise und gedämpft und mit ganz besonderer gemeinsamer Witterung; wir waren einander unvermerkt immer näher gekommen und spielten schließlich wie aus einem Guß.

Nun war die Sonate plötzlich zu Ende. Mitfortwandernd hörten wir den letzten Akkord verklingen,

und wir fühlten, daß wir nun gemeinſam ein unausſprechliches, ſüßes, ſeliges Irgendwo betraten und lächelnd und Hand in Hand wieder davon zurückkehrten.

Da ſah Johanna Ruth zu mir herüber und ſagte: „Haben Sie Ihre heilige Cäcilie immer noch?"

Ich nickte verſonnen.

„Ich habe unterdeſſen dem Enzishofener Kloſter eine Heilige aus der Hand eines bekannten Münchener Künſtlers im Namen meines verſtorbenen Mannes geſtiftet", erzählte ſie.

Ich nickte wie vorhin.

„Sie ſind mir alſo nicht böſe darüber?" frug ſie.

„Gar nicht", ſagte ich.

„Die Heilige des Münchener Künſtlers iſt ebenfalls violett", fuhr ſie fort.

Ich nickte wieder.

„Was werden Sie nun mit Ihrer Heiligen anfangen?" Johanna Ruth ſah mir lauernd ins Auge.

„Da bin ich vollkommen überfragt", antwortete ich lächelnd und doch ſchwer ausatmend.

„Iſt das Bild jetzt fertig?" frug ſie weiter. Und ihr Blick ließ mich nicht los.

„Nein."

Sie war etwas überraſcht. „Kann ich es Ihnen ... abkaufen?"

Ich ſchüttelte leiſe den Kopf.

„Oder ſchenken Sie es mir?"

„Vielleicht."

„Nur vielleicht?"

Ich nickte.

Sie ſchlug mich leiſe auf die Hand. „Sie ſind ein Böſer", erklärte ſie. Aber ihre Hand blieb auf der meinigen ruhen, und unſere Fingerſpitzen ſpielten nun wie von ungefähr miteinander und gleich als wäre das ihre alleinige Sache, die uns zunächſt eigentlich gar nichts anging.

„Es iſt ſehr unſicher, ob ich das Bild überhaupt je vollende", meinte ich nun.

„Wenn ich Ihnen aber verſpreche, Modell zu ſitzen?" lächelte ſie.

Ich wartete eine Weile und folgte träumend dem Spiel unſerer Finger, die nun gleichſam irgendwo draußen in einer ſüßen Unendlichkeit ihre eigenen ſüßen Wege gingen.

„Dem Verſuch, es zu vollenden, würde ich in dieſem Falle wohl kaum entrinnen."

„Fiele Ihnen denn dieſer Verſuch ſo ſchwer?"

„Etwas Aufgegebenes weiterzuführen iſt immer ſchwer", wich ich aus. Aber meine Stimme klang erkünſtelt, und es kam mir vor, als ſage ich da etwas Auswendiggelerntes her.

„Ich finde es im Gegenteil noch ſchwerer, etwas Angefangenes wieder aufzugeben", entgegnete ſie dunkel, und ihre Finger entflohen den meinigen.

Da ergriff ich aber ihre feſte und doch zarte, wonnige Hand und erklärte: „Das iſt ebenfalls nur allzu richtig."

„Wie kann Gegenteiliges gleich richtig ſein?“ lachte ſie.

„Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß es ſo iſt.“

„Sie ſind ganz der alte geblieben.“

„Ich habe mir doch meinen Bart abnehmen laſſen“, verſetzte ich leiſe.

„Das war ſehr klug.“

„Wirklich?“ fragte ich und ſah ihr beglückt in die Augen.

„Wirklich“, lachte ſie.

Da ſagte ich: „Von Ihrer neuen Haartracht kann ich durchaus dasſelbe ſagen.“

„Gefällt ſie Ihnen?“

„Sehr.“

„Wirklich?“

„Wirklich“, antwortete ich lachend.

Wir ſchwiegen eine ganze Weile. Aber währenddeſſen trieben unſere Fingerſpitzen wieder ihr holdes, tiefes, fernes, wonniges Spiel.

„Sie malen mich alſo?“

Ich nickte träumend.

„Vielleicht nach Pfingſten?“

„Oder auch früher“, antwortete ich und legte meinen Arm um ihre Lenden.

„Wirklich?“ ſcherzte ſie leiſe.

„Wirklich“, antwortete ich ebenſo.

„Mit einem gewiſſen inneren Zwang wohl?“

„Nein, in voller beſeligender Freiheit“, jubelte ich leiſe und küßte ihre feſte, wonnige, weiße Hand.

Da drängte ſie ſich plötzlich an mich und bot mir ihren geheimnisvollen, fraulichen, gewittrigen Mund.

Bis der ausgeſchlafene Enzishofener Müller Düngelmann endlich nach Stunden mit knarrenden Stiefeln die teppichbelegten Treppen herunterkam, hatten wir uns bereits unzählige Male geküßt. —

Als ich endlich in meiner Bude wieder bei mir ſelber war, ſchlug ich mich noch ein klein bißchen mit mir herum. Johanna Ruth war um ein paar Jahre älter als ich. Auch dünkte es mich jetzt in gewiſſem Sinn irgendwie unklug, daß ich nun meine Jugend und Freiheit, meinen Wandertrieb und alles andere mit einemmal hinopfern und mich verheiraten ſollte. Aber mußte ich denn das alles hinopfern? Konnte ein reicher Gatte nicht erſt recht reiſen und Pferde unter allen Himmeln malen.

Jedenfalls trafen wir uns nun tagtäglich. Und bald fiel auch die letzte Entſcheidung. So war ich denn als der reine Tor, der ich auch jetzt noch immer blieb, der Geliebte und Anbeter und Hörige dieſer wonnigen, ſchönen Witwe.

Und damit wäre nun eigentlich meine Geſchichte zu Ende. Denn von meiner Ehe mit Johanna Ruth iſt wirklich nichts Beſonderes und Außeralltägliches zu erzählen. Ich lebte alſo als ordnungsgemäßer reicher Mann in einem aus Silberſandſtein gebauten Eckhauſe, und alle die vielen, teppichbelegten, mit Zinn und Fayencen geſchmückten weiten Räume ſamt dem bläulich dämmernden Madonnenwinkel waren

in gewiſſem Sinn nun mein Eigentum. In einer anſehnlichen Fabrik überm nächſten Hügel aber arbeiteten Hunderte ſehniger Fäuſte für mein blaues Glück. Dicker Qualm türmte ſich dort gegen den geduldigen Himmel. Ein Gewirr von Hämmern und Rädern tobte dort mir zu Gewinn. Und wahrſcheinlich ward dort auch ſo manches liebe Mal mein unverdientes Glück verflucht. Übrigens ließ ich in dieſer Fabrik nach wie vor den in allen Dämpfen abgebrühten, fachmänniſchen, alten Fabrikdirektor ſchalten, der dieſe ewig umſtrittene Sache ſicher immer noch beſſer leitete als ein hergewehter Pferdemaler, auch wenn er das goldenſte Herz für die werktätige Menſchheit hatte.

Die grünunterſchimmerte blaue Cäcilia hatte ich noch vor meiner Heirat verbrannt, um ein für allemal Ruhe vor ihr zu haben. Das Bild Johanna Ruths aber war immer noch nicht vollendet. Ich malte nun überhaupt ſehr wenig. Denn ich hatte merkwürdigerweiſe nun plötzlich nicht mehr wie einſt jenes heiße, ſelige, an Narrheit ſtreifende Bedürfnis zu malen und immer wieder zu malen.

Wir reiſten ſehr viel und waren glücklich, wie man eben ſo glücklich zu ſein pflegt. Das heißt, Johanna Ruth war, ſoweit meine bekannte Frauenkenntnis Schlüſſe zuläßt, ſehr glücklich. Da hatte ich denn, nachdem ich nun einmal aus freier Wahl vor Gott und der Welt ihr Gatte geworden war, keine Urſache, ihr Glück irgendwann zu trüben. Und wie

gesagt, ein tieferes, unabwendbares Bedürfnis, eine heilige, selige Narrheit, nichts anderes auf dieser Welt zu tun, als Pferde in die Ewigkeit hineinzumalen, hatte ich ja nimmer. Mich selber belügen aber wollte ich auch nicht, schon darum, weil das ja doch eine aussichtslose Sache war. Ich hatte mir im obern Stock meines Hauses ein großes, behagliches Atelier eingerichtet und meine Studien und auch mein Lederzeug von früher, sozusagen aus reiner Pietät, an den Wänden herumgehängt.

Da malte ich nun, weil ich doch auch nicht ewig bei meiner schönen Frau weilen konnte, hin und wieder ein Pferd oder einen Pferdekopf in besonderer Luft von mir selber ab. Das war zwar kein sehr rühmliches, aber immerhin ehrliches Handwerk; das heißt, es war wenigstens kein Lug und Trug dabei. Und war ich nun auch bloßer Abmaler, so war ich doch immerhin noch der Abmaler meiner selbst.

Manchmal bereute ich die Vernichtung der grünblauen Heiligen nun doch, und manchmal war ich auf Augenblicke des Glaubens, daß ich gerade sie vielleicht noch einmal vollendet hätte. Aber das war ja alles für immer vorbei.

Von der violetten Heiligen sprachen wir immer weniger und schließlich überhaupt nimmer. Das weltentlegene Enzishofen hatte ich bis jetzt immer in gewisser Scheu und Scham gemieden. Johanna Ruth war einigemal allein dort auf Besuch gewesen, während

ich jeweils irgendeine Malerausrede für mein Wegbleiben erfunden hatte.

Als aber der Müllervetter Düngelmann nach Jahren nun zu einem Familienfeste einlud und förmlich Sturm läutete, konnte ich nicht länger auskneifen. Er hatte Haus und Scheuer herrichten lassen, er besaß nun verschiedene neue Pferde, die ich noch nicht gesehen hatte, er war schon soundso oft bei mir in der Stadt gewesen, es war ferner die Zeit zum Forellenfang, ich mußte also kommen.

Es war gerade wieder März, als wir eintrafen. Und alsbald war ich wieder eingeschluckt von jener wundervollen Abgeschiedenheit, die ich im geheimen ja nie vergessen hatte.

Am zweiten Nachmittag gingen wir in überlauer, sonniger Föhnluft einen kleinen Wasserfaden entlang hinauf zur nahen Klosterhöhe, wo wir dem alten Superior mit einem großen Regenschirm unterm Arm begegneten. Der alte Herr hatte sich kaum verändert. Er war wie früher steifhaarig und schneeweiß, nur sein immer lächelndes Ledergesicht war noch faltiger geworden. Er kam still und gebeugt, mit den Händen im Rücken und leis vor sich hin redend, den Hang herunter. Wir grüßten und wurden wiedererkannt und sofort zu einem Abendimbiß im Kloster eingeladen.

Und nun saßen wir zu vieren in einem einfachen und ein wenig kahlen Zimmer an einem einfachen Tisch. Der alte Superior saß neben Johanna Ruth,

und ich ſelber hatte meinen Platz neben einem noch ſehr jungen, dunkelhaarigen Katecheten mit einem mädchenhaften Antlitz, das mir irgendwie bekannt vorkam.

Draußen aber wehten unterdeſſen abenteuerliche, jähe Schatten über die Landſchaft hinweg. Ein plötzlicher Wetterwind ſtürzte ſich vom Kloſterwalde talab. Und die alten Bäume des an unſer Speiſezimmer anſtoßenden Kloſtergartens ziſchten und ſchrieen wie beſeſſen.

„Das gibt einen gehörigen Frühlingsſchüttler", meinte der alte Superior, „es war heute ja auch viel zu warm für dieſe Jahreszeit."

Ich plauderte mit meinem Nachbarn, dem jungen, dunkelhaarigen Theologen. „Sie kamen mir auf den erſten Blick beinahe ein wenig bekannt vor", bemerkte ich ahnungslos und nebenbei.

„Ich bin der Sohn des Enzishofener Forſtwarts Vochezer", antwortete der Katechet, ohne daß indeſſen ein einziges rotes Fleckchen ſein vollkommen reines, blaſſes Antlitz verändert hätte, „und da Sie mit meinem Vater einſt, wie er mir oft erzählte, einigemal Karten geſpielt haben, iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß Ihnen gewiſſe Geſichtszüge von ihm in der Erinnerung haften geblieben ſind, die Sie nun an mir wohl zum Teil wiedergefunden haben."

Ich war ſprachlos. Aber nun kam der Hauptſchlag. Nun fiel gleichſam etwas wie eine dunkle Rieſenfauſt auf mich nieder, die mich plattſchlug,

Digitized by Google

bis auf die Faſer totſchlug und mich doch gleichſam überwiſſend und überleidend, das Einfachſte ins Millionenfältige hinaufſteigernd, am Leben ließ. Warum hatte ich aber auch nicht wenigſtens den Müllervetter oder ſonſt wen in Enzishofen gleich nach meiner Ankunft ein wenig auf Umwegen über Dinge, die mir immerhin nicht ganz gleichgültig waren, ausgefragt? Dann wäre ich wenigſtens etwas vorbereitet geweſen. Dann hätte ich die freundliche Einladung des fröhlichen alten Superiors jedenfalls nicht gleich für heute angenommen. Allein ſchon die Tatſache, daß der Sohn des Forſtwarts Vochezer kein Philoſoph geworden, ſondern nun hier im Kloſter Katechet war, wäre ein gewiſſer Abhaltungsgrund für mich geweſen.

Der Katechet drehte eben auf einen Wink ſeines Superiors das Licht an; denn es war plötzlich finſter geworden. Die kahlen Bäume und Tannen tobten im Garten wie der Gottſeibeiuns. Und Hagelkörner prallten in tollen Würfen an die Scheiben der beiden großen Fenſter.

„Nun wollen wir aber erſt recht gemütlich ſpeiſen," ſagte der alte Superior, „und nachher wollen wir dann unſere neue heilige Cäcilia im Muſikſaal beſichtigen."

Ich wollte eben einen kleinen Einſpruch erheben. Da ging die Tür leiſe auf, wehend und wie von Engelshand berührt. Und eine junge Nonne trug ein Brett mit Speiſen herein, die ſie nun wortlos und

lächelnd auf den Tiſch niederſtellte. Ihr feines, ovales, reines, roſiges Geſicht war vom Weiß ihrer Haube ſtreng umrahmt. Nun errötete ſie leiſe.

Und auch dem jungen Katecheten flog ein zärtliches Rot übers blaſſe Antlitz, als er nun leiſe und flüchtig zu mir ſagte: „Meine Schweſter Margarete.“

Ich hielt mich insgeheim am Stuhl feſt. Die junge Nonne ſtreifte mit verhaltener Innigkeit das Antlitz ihres Bruders. Dann ruhten ihre großen, ſchönen, unausſprechlich reinen, ſanften Augen eine durch mein Innerſtes zuckende Ewigkeit lang auf mir . . . wiſſend und wunſchlos, heilig, ohne jegliche Anklage und doch voll reinſter Zärtlichkeit. Und kein noch ſo leiſer Hauch von Bitterkeit kräuſelte dieſen unausſprechlich ſeligen, jungfräulichen Mund.

„Es gibt halt mal wieder Forellen wie in alten Zeiten. Das iſt unſere einzige, immerwährende Überraſchung für unerwartete Gäſte“, ſcherzte der Superior. „Sie haben doch nichts dagegen, Dillenius.“

„Nein, er ißt ſie ſehr gern“, antwortete Johanna Ruth für mich und ſah mich erſtaunt an.

„Iſt Ihnen nicht ganz wohl?“ frug jetzt der alte Herr.

„Der plötzliche Wetterſturz iſt mir allem nach auf die Nerven gefahren“, antwortete ich heiſer.

„Das iſt das erſtemal, daß du von deinen Nerven redeſt“, bemerkte Johanna Ruth beſorgt.

„Einmal iſt es immer das erſtemal“, erwiderte ich und verſuchte zu lächeln. Unterdeſſen war die junge

Nonne leiſe, wie ſie gekommen, hinausgegangen. „Ich glaube, ich bin tatſächlich unfähig, mich weiter am Mahl zu beteiligen“, erklärte ich.

„Das tut mir aber ſehr leid; doch das iſt nur eine vorübergehende Schwäche“, meinte der alte Superior herzlich.

Man ſtellte mir einen kleinen Raum mit Sofa zur Verfügung, wo ich mich nun im Geziſch des Gottſeibeiuns und im Hagel aller Winde erholen ſollte.

Auf dem Heimweg wateten wir im Hagelſchauerwaſſer zur Mühle hinab. Dabei holte ſich Johanna Ruth eine anſcheinend leichte Erkältung, die aber der Beginn ihres, im Keim wohl ſchon länger lauernden Leidens und frühen Endes wurde. Wir behielten einander noch ein paar ſtille, wunde Jahre und beſuchten alle möglichen Kurorte und berühmten Ärzte. In ihrem letzten Vorlenz ſchob ich Johanna Ruth im Rollſtuhl ihres erſten Gatten noch einigemal in die Sonne nach der kleinen Anlage hinüber. Von da an ging es dann ſehr raſch abwärts, und ſchon im Mai war ich wieder allein, todallein wie nur je einmal auf weiter Welt.

Nun aber war ich plötzlich wieder in der Lage, Pferde zu malen, allerdings etwas kühlere als früher. Aber gerade dieſes neue, beſondere Ferngefühl, dieſer philoſophiſche Abſtand, wie die Kritik ſich ausdrückte, begründete meinen Ruf. Und im Laufe der Jahre habe ich ſodann die langerſehnte, unbeſtrittene Unſterblichkeit errungen, mit der ich freilich nicht mehr allzu-

viel anfangen konnte. Immerhin habe ich so ziemlich alles eingeheimst, was die Menschheit an irdischem Ruhm zu vergeben hat. Mein Haus mit Fahrstuhl und Fayencen und Perserteppichen habe ich verkauft, die Fabrik desgleichen. Dann bin ich mit meinen Pferdeskizzen in dieses Häuschen auf der Höhe gezogen, wo ich die liebe Stadt und allen ihren lieben Ruhm unter mir hatte. Manchmal kam ich noch in die Versuchung, doch noch eine heilige Cäcilia zu malen. Aber ich hatte ja meine Entwürfe verbrannt und kein Modell mehr für meine Augen.

Was ich sonst alles im Leben genossen und ausgestanden habe, ist an meiner, vielleicht nicht einmal so außerordentlichen Liebessache gemessen, eigentlich gänzlich unwichtig, obwohl ein Maler, der seine Pferde mit Forellen gefüttert hat, sicher auch der Nachwelt Freude machen wird. Ich schließe also, ohne selber einen richtigen Schluß zu finden. Aber wenn es einen Stern für unerlöste Künstler gibt, so möchte ich dort noch einmal eine Heilige malen, eine grünunterschimmerte blaue mit goldroten Haaren womöglich, und, wenn das sein kann, auch noch eine violette . . .

*

Dillenius lag in einem weißen Bett an der Wand. Ich hatte ihn seit einigen Jahren regelmäßig besucht. Eigentlich hatte ich ihn ja nie so recht verstanden; manchmal waren mir seine Weltflucht und seine

unerſchütterliche Gelaſſenheit ſogar etwas geziert erſchienen. Aber ſeine wundervollen Pferdebilder hatte ich von allem Anfang an als etwas Ewiges geliebt.

Da bat er mich nun, zu einem Abſchied zu kommen. Ich hielt ſein Wort für Scherz; denn ich hatte nichts gewußt von ſeiner ſchweren Erkrankung. Ich fand ihn allerdings in ſehr bedenklichem Zuſtand.

Und dann ſaß ich an ſeinem Bett, allein und ſeltſam ergriffen, und las ſein dünnes, grünblau und violett gebundenes handſchriftliches Büchlein zu Ende.

Zuerſt hielt ich die lange Ohnmacht während der Nacht für Schlaf. Aber gegen Morgen fiel mich plötzlich ein eiſiger Schauer an. Ich wollte die Wirtſchafterin rufen, die ich um Mitternacht zu Bett geſchickt hatte. Ich wollte den Arzt durch den Fernſprecher herbitten. Aber hatte mir nicht der Arzt bereits geſtern abend verſichert, daß es ſich nur noch um morgen oder übermorgen handeln könne? Und was war in dieſem Falle das Morgen oder Übermorgen? Ich tat alſo zunächſt nichts. Ich behielt mein Büchlein in den Händen, las hin und wieder eine Weile darin, und betrachtete zwiſchenhinein mit ſcheuem Blick das regungsloſe Antlitz des ſeltſamen Schläfers, der nun ſeit Stunden kein Zeichen mehr von ſich gab.

Draußen ſtieg ein gedämpfter, von einer unſichtbaren Sonne gelockerter Tag herauf. Das Haupt des bewußtloſen Alten verblieb ſtarr in ſeiner Lage, das bärtige Kinn war leiſe emporgereckt, die

wäſſerigen, tiefen, entrückten, weit aufgeriſſenen, trunkenen, blauen Augen waren wie in namenloſer Hingabe auf irgend etwas Fernes gerichtet. Der Atem ging kaum, und nur die Bewegung der Bruſt war noch etwas wahrnehmbar. Die langfingrigen Hände ruhten unbeweglich übereinander. War es ſchon geſchehen? Aber immer wieder ſtellte ich feſt, daß die Bruſt noch ging.

So ging es fort bis in den Spätnachmittag hinein. Was er mir wohl noch in bezug auf dieſes Büchlein, das er mir zu leſen gab, hatte eröffnen wollen? Vielleicht ſollte ich es vernichten, vielleicht wollte er es mir letztwillig hinterlaſſen.

Es iſt zu keiner Erklärung mehr gekommen.

„Wie iſt Ihr Name?“ frug der Weiherhauswirt nach kurzem Schweigen noch einmal.

„Ich heiße Bröſamle?“

„Bröſamle?“

„Jawohl. Ich bin in dieſer Gegend geboren; nur bin ich ſchon früh in die Fremde gekommen. Ich kenne Ihr Haus und den Weiher noch von meiner Jugend her. Als Student bin ich einmal in einem gewaltigen Geſellſchaftsnachen ganz allein um die Inſel herum gefahren. Damals lebte Ihr Herr Vater noch. Hatte er nicht ein Glasauge?“

„Stimmt.“

„Sein Unterländer Wein war weitum bekannt.“

„Stimmt, ſtimmt.“

Bröſamle fuhr ſchwärmend fort: „Der reizende alte Pavillon auf der Inſel drüben iſt wohl einzig in ſeiner Art. Dieſe feinfühligen, kunſtliebenden Kloſterherren des achtzehnten Jahrhunderts haben es wunderſam verſtanden, die Landſchaft ihrer Seele einzuverleiben. Ich kenne aus jener Zeit nichts leicht Entzückenderes als dieſe luſtvolle, launige Schöpfung eines ſchwärmeriſchen Prämonſtratenſerabtes. Gefällt Ihnen das reizvolle, hohe, gebrochene braunrote Dach und das weiße Gemäuer zwiſchen

dem Baumgrün Ihrer Weiherinsel nicht auch über die Maßen?"

Der Weiherhauswirt drückte mit einem dicken, behaarten Zeigefinger auf die Füllung seiner Pfeife, ohne diese aus dem Mund zu nehmen und antwortete: „Unsereiner sieht das alle Tage; wir finden nichts Besonderes mehr daran."

Brösamle warf einen heimlichen Blick auf den Wirt. Der Mann hatte ein kahles, fettes, erdiges Antlitz mit gelblichem Unterton, eine große, etwas knollige Nase, eine leise vorgeschobene, starke Unterlippe, dunkles Braunhaar und namentlich eine auffallend große, derbe Hand. Sein Vater aber war ein immer lächelnder, rotwangiger, kleinerer, dicker Mann gewesen, dessen leutselige Reden und Späße nicht weniger als sein grundechter Unterländer Wein bekannt waren.

„Ich bin sozusagen eigens dieser Insel wegen hierher gefahren", erzählte Brösamle.

„So, so."

„Sie haben doch Kähne?"

Der Wirt lachte kurz und kniffig. „Nein", antwortete er alsdann und sandte nun ebenfalls ein mißtrauisches Auge zu seinem Gast am grünen Tisch in der Ecke hinüber. Er war kein Freund von feinen Leuten mit Zwickern oder gar Hornbrillen und prallen Rucksäcken, überhaupt nicht von Leuten, die aus Städten kamen und immer nur irgend etwas davontragen wollten, ohne etwas anderes mitzu-

bringen als das bißchen mundſpitze Unterhaltung. Der neue Mann trug wenigſtens einen Ehering. Ledige, abenteuernde Stadtſpritzer waren ihm ganz beſonders widerlich; der Teufel ſollte ſie gleich alle miteinander holen. „Für mich ſelber habe ich allerdings noch einen kleinen Kahn; die andern Boote ſchwimmen ſamt und ſonders im Bodenſee; ich habe ſie alle verkauft", erklärte der Wirt trocken.

Brösamle ſah ihn erſtaunt an.

„Die paar Ausflügler, die das ganze Jahr hindurch kamen, haben mir immer nur die Jagd verdorben und nichts dafür gebracht, keine fünfzig Mark jährlich", fuhr der Wirt fort.

Brösamle nickte verſonnen vor ſich hin. Er nahm mechaniſch den Zwicker ab, legte ihn auf den Tiſch und ſetzte ihn ſofort wieder auf. ‚Die Menſchen ſind eine drollige Geſellſchaft,' dachte er, ‚und ich ſelber bilde keine Ausnahme.' „So, ſo", meinte er alsdann bedauernd.

„Jawohl", verſetzte der Wirt und tat einen ſcharfen Zug aus ſeinem Deckelkrug.

„Ich habe mich eigentlich rieſig auf dieſes weltentlegene Eiland gefreut", erzählte Brösamle zerſtreut.

„So geht's manchmal", ſagte der Wirt.

„Nun, meine Sache war ja auch in der Tat ein bißchen verrückt. Ich habe ſogar eine Weile auf Ihrer Inſel wohnen wollen."

„Sind Sie verheiratet?" frug der Wirt nun wie nebenbei.

„Ich war es. Meine Frau ist mir vor zwei Jahren hinweggestorben", erzählte Brösamle mehr sich selber als dem andern. „Ich habe ein Kind, einen goldigen kleinen Jungen, der nun eine Zeitlang bei meiner verheirateten Schwester weilt."

„Dann werden Sie sich wohl bald wieder verheiraten wollen?"

Brösamle nahm den Zwicker ab und setzte ihn sofort wieder auf. „Nein!" entgegnete er scharf.

Der massige Wirt zuckte erstaunt auf. Sein erdiges Fleischgesicht wurde ganz hell und vergnügt. Er lachte beifällig und voll geheimer Bewunderung. „Sie haben also wohl kein eignes Haus, wie ich zum Beispiel?" meinte er beiläufig, aber gleichwohl im geheimen neugierig.

„Doch, doch", versetzte Brösamle gelangweilt.

„Nun, so arg weit wegwerfen darf man die Frauen auch nicht. Es ist wahr, man kann heillos hereinfallen und die Hölle schon auf dieser Welt in vollen Zügen genießen; ich kann aus eigener Erfahrung ein Lied davon singen. Aber es gibt auch Glücksfälle, und wer nun eben einmal ein Geschäft hat, wie ich zum Beispiel, kann auf die Dauer nicht Witling bleiben. Das ist rein unmöglich. Ich habe Hof und Gesinde. Ich wäre übel daran, wenn ich die Laura nicht hätte. Nur gehören zu einer Heirat eben immer zwei, und in diesem Punkt hapert es bei mir."

Der Weiherhauswirt vergaß sich vollkommen

und fuhr fort: „Irgend ſo ein hergeſchneiter, verfluchter Rucksackgeck hat ihr einſt den Kopf verdreht und ſie dann natürlich ſitzen laſſen. Das war noch zu Lebzeiten meiner Frau."

„Laſſen wir dieſes Thema", bat Bröſamle mit einer nervöſen Handbewegung. „Ich bin eben dieſen Dingen davongefahren, ich will ganz und gar nichts davon hören."

Doch der Wirt ward immer munterer. Er wiegte den dicken Kopf ſamt Pfeife vergnügt hin und her. Dieſer Bröſamle war der erſte unter den allmählich immer ſeltener gewordenen Gäſten, der ihm gefiel. „Gehen Sie auch auf die Jagd, Herr Bröſamle?"

„Nein."

„Aber Sie fiſchen?"

„Nein, nein."

„Ja, was täten Sie zum Beiſpiel mutterſeelenallein auf der Inſel drüben?"

„Ausruhen und allein ſein, gar nichts als allein ſein", ſchwärmte Bröſamle.

„Das Inſelhäuschen iſt baufällig", wandte der Wirt ein.

„Um ſo beſſer; ich flicke es Ihnen dann zum Zeitvertreib wieder zuſammen."

Der Wirt lachte breit auf. „Es iſt ja nicht einmal ein Tiſch oder auch nur ein Stuhl darin."

„Das ließe ſich wohl alles beſchaffen. Das könnten Sie mir zur Not wohl leihen?"

„Auch das Eſſen könnte ich Ihnen vielleicht hinüberbringen", lachte der Wirt. „Wir könnten drüben manchmal einen Krug zuſammen trinken; ein bißchen Unterhaltung täte mir nur gut."

„Das will ich gern mit in den Kauf nehmen, wenn ich nur eine Zeitlang auf dieſer wundervollen Inſel wohnen und ausruhen kann."

Der Wirt rief über den Schenktiſch hinweg: „Du, Laura, komm doch mal einen Augenblick herein."

„Was gibt's?" frug eine Mädchenſtimme in der halbgeöffneten Küchentür.

„Der Herr Brösamle möchte ein paar Wochen auf der Inſel wohnen."

„Was hab ich damit zu ſchaffen?" verſetzte die Stimme unwillig.

„Ich frage dich ja bloß wegen der Verköſtigung."

„Ihr wißt doch, daß ich bereits übergenug zu tun habe."

„Du ſollſt ihm ja auch nur kochen. Ich ſelber fahre ihm das Eſſen hinüber."

„Wir ſind nicht darauf eingerichtet; es gibt kein Gemüſe und nichts. Der Herr ſoll doch lieber im Flecken drinnen, im Kloſterbräuhaus oder ſonſtwo, ſpeiſen. Wir ſind zu weit vom Markt entfernt. Der Herr hätte unſer Einerlei bald ſatt."

„Ich bin mit allem zufrieden", erklärte Herr Brösamle, ohne ſich um die ſchöne weißblonde Jungfer, die von ſeinem Sitz aus übrigens auch nicht zu ſehen war, irgendwie zu kümmern.

„Es läßt ſich alles machen. Herr Bröſamle hat mein Wort. Du brauchſt ja nichts zu tun, als für eine weitere Perſon zu kochen ... So ſchlecht eſſen wir doch nicht. Oder ſchiltſt du mich nicht fortwährend einen Schlemmer? Lieben Sie Wildpret, Herr Bröſamle? Es ſoll Ihrem Magen nicht langweilig werden. Einen guten Tropfen habe ich auch noch, für mich ſelber wenigſtens; den Flegeln aus der Umgebung, die um jeden Preis ihren dickroten, gefälſchten Tiroler haben wollen, gebe ich, was ſie verlangen. Ich denke, wir gehen gleich an unſern Umzug. Das wird eine ſehr luſtige Sache. Es iſt hier ordentlich langweilig. Die paar Knechte und Fuhrleute, die bei mir einkehren, ſind keine Geſellſchafter, wenigſtens nicht für mich. Ich habe drei Winter hindurch in einer landwirtſchaftlichen Schule ſtudiert; ich wäre vielleicht noch ein lateiniſcher Bauer geworden, wenn ich nicht mein Anweſen ſo frühzeitig hätte übernehmen müſſen. Ich bin das einzige Kind geweſen. Später iſt dann noch die Laura, ein angenommenes Ziehkind, dazugekommen."

Bröſamle gähnte zerſtreut.

‚Ein Prachtskerl,' dachte der Wirt, ‚der erſte, der kein Auge nach ihr hinübergedreht hat. Ich wollte, ich hätte einen Schuß von ſeinem Blut; dann hätte ich dieſe widerſpenſtige ſchöne Laura längſt laufen laſſen und mir eine andere geſucht oder die Bude zugeſchlagen und als fideler Witling am Bodenſee

gelebt, in Lindau oder Langenargen oder Konstanz oder wohin mich eben die Lust gelockt hätte.' —

Der Nachen des Wirts war in einiger Entfernung vom Weiherhaus unter einem Dach aus Schilf in Röhricht und Binsen am eingewachsenen Ufer verborgen. Man befand sich hier gleichsam halb in Indien, am Ganges, oder sonst irgendwo in Ozeanien draußen, in völlig fremder Welt. —

Als man nun vor dem Weiherhaus zwischen den alten Uferpappeln landete, plauderte Laura gerade in der Haustür mit einer Hausiererin. Sie warf einen flüchtigen Blick über den Weiher hin und auf den hemdärmeligen dicken Wirt, der auf der Bank saß und ruderte; seit Jahren hatte sie ihn nimmer in solchem Eifer gesehen.

Der Herr Brösamle saß am Kiel und schaute andächtig, bewundernd und versunken dem gewaltigen Ruderer zu.

Laura mußte trotz allem leise auflachen.

Als aber Brösamle nun den Kopf hob, verschwand sie soeben in der Tür; aber auf einen Augenblick sah er trotzdem noch ihre jugendliche, stämmige Gestalt und den großen dicken Knoten ihres weißblonden Straffhaares, und eine wunderliche Stimmung ging durch ihn hin, freilich ohne daß er sich derselben eigentlich recht gewahr wurde.

Aus Scheuerfenstern und Stalltüren äugten die Köpfe des Gesindes mit verkniffenen Gesichtern herüber. Die hagere, sonnverbrannte, alte Hausie-

rerin aber ſtand mit offenem Mund neben ihrem Wägelchen und ſtarrte bald die drollige, am Ufer ſtehende Bettlade, bald den nicht minder drolligen, wild rudernden, gewaltigen, breitrückigen, dickköpfigen Weiherhauswirt an.

„Da wären wir", lachte dieſer. „Das hätte ich mir heut nacht auch nicht träumen laſſen, daß ich heute mittag eine Bettſtatt im Boot auf die Inſel verfrachten würde. Wir Landleute verſchlafen tatſächlich unſer Leben, wenn man's recht anſieht. Ich bin nur froh, daß Sie gekommen ſind, Brösamle. Ich ſchwitze wie ein Heide und nun ſoll mir einer kommen und mich nochmal einen Faulenzer ſchelten. Die Bettlade ſtellen wir in die Mitte, der Stuhl kommt hieher, und wenn der Tiſch nicht Platz hat, ſchleppen wir ihn an der Anlegekette im Waſſer nach. Und nun nehmen Sie, bitte, Abſchied vom Land. Ich fürchte bloß, Sie halten es keine drei Tage drüben aus."

„Was wetten wir? Schließlich kaufe ich Ihnen die Inſel noch ab und niſte mich für immer dort ein. Wenn ich zwanzig Jahre älter wäre, täte ich es ſofort", entgegnete Brösamle hochvergnügt.

„Die Wette ſoll auf jeden Fall gelten, fünfzig Liter Unterländer oder hundert, ganz wie Sie wünſchen."

„Hundert", lachte Brösamle. Der Wirt hielt ſeine große, breite, derbe Hand hin. Und Brösamle ſchlug lachend ein.

Man fuhr hinüber, entlud das Boot unter allerlei Scherzen und ſtellte das köſtliche Mobiliar auf den gleich köſtlichen, kleinen Angerfleck vor dem Portal des wunderſamen Pavillons.

Als der Weiherhauswirt dann endlich langſam heimwärts fuhr, lachte er immerfort. Am Rande einer prachtvollen, langen, grünen Schilfzunge aber ſchwenkte er noch einmal ſeinen breitkrempigen Hut und verſchwand dann wie ein verwandelter alter Seegott oder ähnliches.

Und Bröſamle vernahm nun nichts mehr, als ein fernes, leiſes Gurgeln und Plätſchern; aber das konnte nun auch von den Wildenten und Waſſervögeln herrühren, deren es hier eine Unmenge gab.

Warum war er denn nun eigentlich hierher gekommen? Richtig, ja richtig ... aber das alles nahm ſich von dieſer gottvollen Inſel, die gleichſam auf einem andern Sterne ſchwamm, plötzlich beinahe drollig aus. Er hatte ſeit dem Tode ſeiner Frau ſieben oder acht oder neun Wirtſchafterinnen gehabt ... Nun ja, das war ein bißchen viel. Nun ja, ... und die jungen hatten ihn heiraten wollen ... Nun ja, ... und die alten hatten nicht minder heiratsluſtige Töchter oder Verwandte gehabt. Er lächelte unwillkürlich. War das nicht eigentlich durchaus in der Ordnung geweſen? Hatte er nicht ein Kind und ein Haus und ein gewiſſes Vermögen? Und war er nicht überdies Sekretär am Staatsarchiv? Ein Kind brauchte eine Mutter. Das war eine

Wahrheit, die er ſchon bis ans Letzte durchgefühlt hatte. Er war ja ſeinem einzigen Bübchen ſicher ein guter, zärtlicher Vater, und manchmal war ein Vater vielleicht ſogar heimliger und tiefer als die mütterlichſte Mutter, trotzdem war das Bübchen ihm immer wieder entglitten und all den fremden, kurzfriſtigen Wirtſchafterinnen an den Hals geflogen, nur weil ſie Frauen waren. Ein Kind und ein Vater waren in Wahrheit die gottverlaſſenſten Weſen, die es auf Erden gab; das ſtand auch von dieſer weltfernen Inſel aus noch unumſtößlich feſt.

Nichtsdeſtoweniger war und blieb es ein bißchen drollig, daß er nun ſozuſagen aus der Welt auf dieſes ſternentlegene Eiland geflohen war. Aber hatte er nicht Ferien wie alle ſeine Amtsgenoſſen? Und bedurfte er nicht der Erholung wie die andern alle? Die andern waren am ſchönen Bodenſee, im Schwarzwald, im Hochgebirge oder gar am Meer. Und er war nun eben auf dieſer gottgeſchenkten, wunderſamen, ſeligſten aller Inſeln. Es war alſo eigentlich alles in beſter Ordnung ... Hoffentlich vergaß es ſeine Schweſter Klara nicht, dem kleinen Bubi jeden Abend einen Löffel Emulſion zu geben; er würde ihr gleich morgen ſchreiben und ihr alles noch einmal einſchärfen. In ein paar Jahren war dann der Kleine aus dem ärgſten heraus; dann hatten ſie beide gewonnenes Spiel! Das Bild dieſes geliebten, roſigen Kindes war von dieſer

lichten, fernen Inſel aus beſonders heilig und beſeligend. —

In dieſer wundervollen Freiluft brannte die Sonne ganz unausſprechlich wohltuend. Üppigſtes Gekräut und himmliſche Blumen umwucherten den entzückenden Pavillon. So hohe, große, leuchtende Margeriten wie hier hatte Brösamle überhaupt noch nie geſehen. Und aus der bunten Sommerpflanzenwelt funkelten reife Erdbeeren in Menge.

Brösamle zog die Joppe aus und ging nun ſofort an die Arbeit. Das Luſthaus war in der Tat bös verwahrloſt. Die Doppeltür im Erdgeſchoß fehlte vollſtändig, und Spinngewebe vertraten die Stelle der Fenſterſcheiben. Eine geſchweifte, im übrigen noch ordentlich erhaltene Holztreppe führte in das helle Geſchoß des ſteilen Manſardendaches. Hier klaffte Regenloch an Regenloch. Trotzdem war man hier wenigſtens vor etwaigem Nachtgetier in Sicherheit. Die Bettlade mußte alſo ins Obergeſchoß zu ſtehen kommen. Tiſch und Stuhl verblieben unten. Es war ſehr geſcheit vom Weiherhauswirt, daß er nicht nur Handwerkszeug, ſondern auch gleich eine Schachtel voll Nägel mitgebracht hatte. Als Brösamle nach harter Arbeit ſich endlich am ſpäten Abend todmüde zur Ruhe begeben konnte, waren ſogar die Dachlöcher bereits leidlich verſtopft. Mit halbem Ohr hörte er noch da und dort ein ſeltſames Geräuſch in der Nacht; er dachte noch an ſein geliebtes, roſiges Kind; dann ſchlief er ein.

Aber was war das? Er wußte, daß es nun ſchon längſt Morgen und bereits Tag war, er fühlte die Sonne über ſeinem braunroten, ſteilen Manſardendach. Aber trotzdem ſchlief er immer noch weiter. Er wußte ganz genau, daß er ſchlief und träumte und hatte doch nicht die Macht, dieſen Zuſtand aufzuheben. Er wußte noch mit irgendeinem Teil ſeines Weſens, daß er tatſächlich im Bett lag, trotzdem ſaß er nun gleichzeitig in einem hochlehnigen Schnörkelſtuhl neben dem Abt Godovilius, unter Mönchen in weißen Kutten, am Tiſch unten im Pavillon. Die ſchmucke Flügeltür war geöffnet. Der blaue Weiher lag in flirrender Sonne. Waſſerroſen ſchaukelten wie ſchwimmender Schnee darin. Zwiſchen zwei langen, grünen Schilfzungen aber tauchte nun plötzlich ein langes, dunkles Boot auf. Ein Kerl mit erdigem Geſicht und ſteifen Ohren ſaß auf der Ruderbank. Vor ihm aber kniete eine an den Kahnboden gefeſſelte weibliche Geſtalt. „Das iſt ja unerhört", rief der Abt aus und ſchnellte von ſeinem Sitze auf. „Das iſt ſchon wieder dieſer alte Heidengott, dieſer ſchreckliche, teufliſche Laurokoles, der mit ſeinem langen Haken die Mädchen des Landes ins Waſſer hinunterzieht, ſie auf irgendeine unzugängliche Stelle verſchleppt und ſie dort ſeiner Luſt opfert und dann verſpeiſt!" Der Abt zeichnete ein großes Kreuz in die Luft. Die knieende Frauengeſtalt wandte ſich hilfeſuchend um. Die Feſſeln ſchienen von ihr abzufallen. Bröſamle ſah

merkwürdigerweiſe immer nur den dickbezopften Hinterkopf des Opfers. Er beugte ſich krampfhaft vor.

Aber nun erwachte er plötzlich. —

Schon am nächſten Abend brachte der Weiherhauswirt einen zweiten Stuhl und einen Korb Flaſchenwein mit auf die Inſel. Und nun ſaßen ſie bis ſpät in die Nacht hinein vor dem Pavillon im Freien, unter einem abgründigen Nachthimmel mit hohen zwinkernden Sternen; dann kam der Mond, und die Welt gehörte nun ihm und den Fröſchen, die jetzt ein vieltauſendſtimmiges, gewaltiges Domkonzert gaben.

„Sie haben gut luſtig ſein, Brösamle," ſagte der warm gewordene Wirt, „Sie ſind der reinſte Freiherr; ich aber bin ein Sklave und ein Narr dazu. Denn ich bin verliebt bis über die Ohren hinauf. Es iſt kaum glaublich, daß ein alter Eſel noch derart verliebt ſein kann, aber es iſt ſo. Ich bin nur froh, daß ich endlich mit jemand darüber reden kann, daß ich endlich jemand habe, der ein bißchen davon verſteht. Es iſt ja unglaublich, was ſo ein Weibsbild, wenn es weiß, daß es hübſch iſt und gefällt, für einen widerſpenſtigen, grauſamen Dickkopf hat. Was iſt's, Brösamle, heut fahren Sie noch mit hinüber in mein Haus? Wir trinken dort noch einen Schoppen Weißen? Die ſchöne Laura aber ſoll dann aufſtehen und ihre verriegelte Tür öffnen und herunterkommen und uns die Gläſer füllen, damit wir auf ihre Schönheit trinken können."

„Nicht um eine Scheckenkuh", ſagte Bröſamle; „ich halte mein Wort und bleibe hier."

„Herrgott im Himmel, wenn ich nur halb ſo viel Mann wäre wie Sie, Bröſamle", knurrte der Wirt.

„Wollen Sie Ihren ſpröden Schatz nicht, wie man ſo ſagt, einmal eine Weile links liegen laſſen? Machen Sie doch den Verſuch; vielleicht führt dieſer Weg ſchneller zum Ziel, als Ihnen lieb iſt."

„Abgemacht", grollte der Wirt finſter.

Als er endlich heimfuhr, waren die Fröſche längſt verſtummt, und die Welt war nun faſt ohne Laut. Auf offenem Weiher winkte der Rieſe noch einmal, und ſein langer Arm ſtand wie ein Haken in der Luft. Dann verſchwand er.

Am überandern Nachmittag kehrten einige Herren vom Gericht im Weiherhaus ein, die dienſtlich in die Gegend gekommen waren. Einer derſelben, ein hornbebrillter Hageſtolz mit hellem Schopf und rötlicher Geſichtshaut, fand allem nach ſofort Gefallen an der herbſchönen, weißblonden Laura. Er aß mit ſeiner Begleitung zu Mittag, beſtellte gleich den Kaffee, fragte dies und das und ſchien keine Luſt zu haben, vor Abend oder Mitternacht das Weiherhaus wieder zu verlaſſen.

Zuerſt verfiel der eiferſüchtige Wirt auf den Gedanken, die Geliebte in den Flecken zu ſchicken, um dort plötzlich dringend gewordene Einkäufe zu machen. Aber da erhellte nun auf einmal ein rettender Strahl

ſeinen verzweifelnden fiebrigen Kopf. Man konnte doch den guten Brösamle auch nicht verhungern laſſen, derweil dieſe hergeſchneiten Herrſchaften Aal in Salbei aßen. Er befahl alſo der Geliebten, an ſeiner Statt heute das Eſſen auf die Inſel zu fahren.

„Ihr könnt dann hinüberſchwimmen und mich abholen", foppte ſie ihn ſofort; denn ſie durchſchaute ihn vollkommen.

„Ich kann warten, bis du kommſt", behauptete er aber; trotzdem war er froh, daß er noch hinzudenken durfte: ‚Im Notfall liegt dann noch irgendwo ein vorſintflutlicher Nachen im Weiher, von dem, wie ich glaube, ſogar mein Vater nichts gewußt hat.' —

Brösamle war nicht wenig überraſcht, als nun plötzlich dieſe vielbeſprochene weißblonde Laura anſtatt des verliebten Wirtes am beſonnten Anger landete. Er hatte ſich ſoeben eine Handvoll Erdbeeren gepflückt und dabei immerfort bedauert, daß nun ſein goldiges Bübchen nicht da war. Er beſchattete die Augen mit der Hand und ſah die Rudernde verwundert an.

„Der Wirt hat Beſuch", erzählte Laura. Sie erhob ſich und langte nach dem Korb mit dem Eſſen. „Vielleicht ſind Sie ſo gut . . ."

Da fiel ihm endlich ein, daß er ihr zum mindeſten beim Anlegen behilflich ſein müſſe. Er lief alſo den ſanften Raſenhang hinunter, zog den Kahn ans Land und wand die Kette um den Pflock.

„Danke; ich fahre ein wenig in den hinteren Weiher hinaus und komme dann wieder vorbei, um das Geſchirr abzuholen", ſagte ſie kurz.

„Wie Sie wünſchen", ſagte er leiſe erſtaunt. Er nahm den Korb in Empfang, ſtellte ihn auf den Raſen nieder und warf die Anlegekette ins Boot zurück. „Sind Sie die Laura", frug er nun doch noch.

„Ja," antwortete ſie; „hat Ihnen der Wirt ſchon von mir erzählt?"

„Allerdings", ſagte er zerſtreut.

„Wohl nicht viel Gutes", lächelte ſie kühl und ſetzte ſich auf die Ruderbank.

„Eigentlich nur Gutes", verſicherte aber nun Brösamle mit einer gewiſſen Eindringlichkeit.

Sie ſah lauernd zu ihm auf. Das Weiße ihrer Augen war ganz unendlich rein . . . Er nahm den Kneifer ab und ſetzte ihn ſofort wieder an ſeinen Ort. „Eigentlich nur Gutes", wiederholte er hartnäckig.

„So, ſo", lächelte ſie wie vorhin.

Brösamle ſtutzte leiſe. Das kam immerhin unerwartet, wie dieſe Laura mit ihm plauderte . . . mit einer geheimen Vornehmheit, ja beinahe von oben herunter und jedenfalls durchaus ohne Wunſch und Nebenzweck. Er warf einen heimlich verwunderten Blick über ſie hin. Sie war etwas über mittelgroß, breit und unterſetzt; ihr Geſicht war leiſe blaß, die Stirne beinahe ſtreng, das volle Haar ſtraff und weißblond.

„Ich bin aus der Gegend, ich habe noch den Vater des Wirts gekannt", erzählte er nun, nur um irgend etwas zu sagen. „Er war ein Biedermann, wie es nicht viele gibt."

„Allerdings", sagte sie warm.

„Ich stamme aus Sennweiler", fuhr er fort.

„Ich aus Dunzenbach", sagte sie gelassen.

„Ei, ei, das liegt ja nicht sehr weit davon entfernt. Wem gehören Sie denn dort?"

„Meine Eltern sind beide längst gestorben. Mein Vater wohnte im letzten Haus unter der Kiesgrube; er hat mit Ziegen gehandelt, wie man mir erzählte; ich selber habe ihn nimmer gekannt."

Brösamle nahm den Kneifer für eine Sekunde ab. „Ich gehöre dem Haldenbauer; mein Hof hängt von der Mitte des Dorfes ins Wiesental hinein; die Scheuer ist einst abgebrannt und dann neu erbaut worden; können Sie sich daran erinnern?"

„Nein", sagte sie versunken.

„Das ist ja alles auch schon sehr lange her. Ich habe niemand mehr dort, das Anwesen ist in andere Hände übergegangen. Meine Schwester hat in den Schwarzwald geheiratet, und ich selber bin nun seit Jahren in der Stadt. Wenn mein Kind einmal größer ist, will ich es in die Heimat führen."

„Haben Sie ein Kind?" frug sie fast lebhaft.

„Ja, einen kleinen Jungen, einen goldigen, dreijährigen Jungen, gerade in dem Alter, wo die Kinder noch reine Engel sind und wirkliche Flügel

haben und doch auch ſchon anfangen, ſelbſtändige Menſchen zu werden; wenn er jetzt hier wäre, könnte ich ihm eine Handvoll dieſer ſonnigſten Erdbeeren ins Mündlein ſtopfen; ich hätte ihn mitnehmen ſollen. Aber vielleicht darf ich nun Ihnen ein paar Beeren anbieten. Ich kann mir immer wieder einen neuen Nachtiſch ſuchen. Es hat hier Früchte die Menge, Erdbeeren und Himbeeren, ſoviel man ſich nur wünſcht; ganze Eimer voll könnte man ſich pflücken."

Sie nahm die Beeren lächelnd an. „Davon hat mir der Wirt kein Sterbenswörtchen geſagt."

„Kommen Sie nie auf die Inſel?"

Ein kaum merkbares Zucken flog über ihr ſchönes Antlitz.

„Nein", antwortete ſie kurz.

„Wenn Sie es wünſchen, will ich Ihnen gern ab und zu einen Korb voll Beeren ſchicken."

„Es iſt unverantwortlich vom Wirt, daß er alles ſo ſinnlos zugrund gehen läßt", grollte ſie.

„Er ſollte eben eine Frau haben, die zu ihm paßt und ihn am Zügel hält."

„Die gibt's wohl nirgends, die er braucht; er iſt zu lange fortgeweſen und hat zu viel mit Frauen erlebt; ihm kann keine mehr helfen; er könnte ſie höchſtens noch zu ſich hinunterziehen." Sie ſchüttelte ſich leiſe.

„Man darf keinen Menſchen aufgeben", entgegnete Brösamle nachdenklich und nun mehr an ſich ſelber als an den Wirt denkend. „Jeder Menſch

iſt eines Vaters Kind, und wenn zum Beiſpiel mein eigener Bub dereinſt verſagte, ſo würde ich als Vater trotzdem das Gegenteil für wahr halten; er hat ja auch keine Mutter mehr; meine Frau iſt leider vor zwei Jahren geſtorben."

Laura richtete ſich auf. „Ihr Eſſen wird kalt, während wir hier plaudern, Herr Brösamle." Sie ergriff die Ruder.

„Das macht gar nichts", erklärte er nun aber ſofort; denn er war ganz wunderlich berührt von dem kühlen, abweiſenden Stolz dieſes merkwürdigen, ſchönen, weißblonden Landkindes.

Sie ſetzte die Ruder an und fuhr mit leichten, ſcharfen Schlägen weg. Und bald befand ſie ſich im hinteren Teil des Weihers. Dort wucherten Felder von Seeroſen mit zerfreſſenen, larvenbeſäten Blättern, auf denen die Enten ihre gedeckten Tiſche fanden. Zwiſchen Wieſen üppigſter Waſſerpflanzen glänzten glasgrüne, kriſtallklare freie Spiegel, führten ſchmale Straßen zwiſchen ſchön geſchwungenen Schilfzungen hindurch, wo ſangestolle Rohrſperlinge ihre Dauerlieder zum beſten gaben. Bläßhühner und Duckenten plätſcherten rundum. Kreiſchende Möwen taumelten weiter draußen. Schnatternde Wildenten ſchoſſen ſenkrecht auf. Man vergaß hier die Zeit und alles, was ſchwer und dunkel an ihr war. Hier war man frei, und niemand außer Gott hatte Macht über einen. Das glashelle Waſſer ſpiegelte den Himmel, den ſchimmernden Wolkenflaum. Hier hatte man

den Himmel über ſich und unter ſich. Lief nun nicht das Boot und das Leben ſelber wie ein wunderlicher Traum mitten durch alles Ungelöſte hindurch? Sie überließ ſich ganz dieſer wunderſamen Einſamkeit.

Bröſamle pflückte unterdeſſen in einem fort Erdbeeren.

„Wenn Sie noch ein Stündchen ausgeblieben wären, hätte ich den Korb randvoll gehabt", rief er ihr bei der Rückkunft zu. Seine gebräunten Wangen glühten roſig; von ſeinen Schläfen rann der Schweiß; ſein kurzes Haar war feucht.

„Wenn Sie nichts dagegen haben, fülle ich den Korb vollends", ſagte ſie nun; „es iſt eine Sünde, wie das alles auf unſerm Grund und Boden nutzlos verfault. Aber der Wirt ſieht ja nichts, worauf er nicht mit ſeiner Flinte zielen kann, alſo eben Enten und Schnepfen und Kiebitze und Rebhühner. Was ſind ihm Erdbeeren? Dieſe Jäger ſind ein rohes Volk."

„Das ſtimmt in der Verallgemeinerung wohl nicht ganz", lächelte Bröſamle, indem er eine Handvoll Früchte in den Korb rieſeln ließ.

„Freilich ſtimmt es", erwiderte ſie faſt höhniſch.

Er ſah ihr eine Sekunde lang verwundert in das ſchöne herbe Antlitz unter der weißblonden Haarpracht, worin nun das verliebteſte, goldenſte Freilicht hing.

Dann pflückten ſie beide zäh und ſchweigend weiter. Blitzende Inſekten ſummten durch die Glut.

Brennende Schmetterlinge setzten sich dicht neben ihnen auf brennende Blüten.

„Es muß in Klosterzeiten, als die weißen Prämonstratensermönche hier auf dieser Lustinsel ihre Ferien genossen, einst sehr schön gewesen sein", sagte Bröſamle, um das Schweigen zu brechen.

„Das ist alles längst vorbei."

„Jawohl; trotzdem ist es etwas seltsam Schönes um die Vergangenheit", sagte er.

Sie gab keine Antwort.

„Sind Sie anderer Meinung?"

„Mitunter", sagte sie kurz.

Er warf eine neue Handvoll in den Korb. Und als er nun auf eine Sekunde zum Weiherhaus hinübersah, glaubte er plötzlich das dunkel umrahmte, graue Fleischgesicht des Wirtes an einem Scheunenfenster neben einem kleinen, grünen Laden zu erblicken. Er drehte sich unwillkürlich sofort um und beugte sich nieder, um weiter zu pflücken.

„Hat man auf dem Weiherhaus auch einen Obsthaken?" frug er nach einer Weile, ohne recht zu wissen, wie er dazu kam.

„Jawohl, sogar mehrere; warum?"

„Nun, ich meinte bloß."

„Die Haken hängen am Scheunengiebel unterm Dach; das ist auch so eine besondere Mode hier", erzählte sie.

„Ganz richtig", sagte er.

Aber nun richtete sich auch Laura auf und warf

einen Blick hinüber. Sie lachte höhniſch. „Das hätte ich mir doch eigentlich denken können. Dort ſteht er wirklich am Scheunenfenſter und ſtiert mit dem Jagdglas zu uns herüber.“

„Wahrhaftig“, ſagte Bröſamle. Er winkte mit langer Hand hinüber: „He, hallo, kommen Sie nur zu uns und helfen Sie mit! He, hallo!“

Der Wirt rührte ſich nicht.

„Der reine Laurokoles“, rief Bröſamle lachend aus.

„Was heißt das?“ frug Laura neugierig.

„Das heißt eigentlich gar nichts. Das iſt vielleicht halb griechiſch und jedenfalls ganz ſinnlos, aber ich habe tatſächlich derlei Zeug geträumt und tatſächlich einen Waſſergeiſt und Hakenmann mit dem Namen Laurokoles im Traum geſehen.“

Sie ſah ihn von der Seite an. Er aber pflückte unbekümmert weiter.

Der Korb war nun allmählich voll geworden.

„Ich danke Ihnen“, ſagte ſie.

„Nichts zu danken“, entgegnete er fröhlich. Dann warf er wieder einen Blick hinüber aufs Weiherhaus.

„Er ſteht immer noch dort, dieſer Laurokoles“, lachte er etwas erzwungen.

Sie erblaßte leiſe.

„Das war ein ſehr ſchöner Mittag“, ſagte er aber nun erſt recht und ſtreckte ihr die Hand hin. „Auf Wiederſehen.“

Sie reichte ihm die ihre und meinte trocken: „Geben

Sie nur acht, daß er Sie nicht auffrißt, der dort drüben mit ſeinen Glasaugen."

„Er braucht eben, wie geſagt, eine Frau. Das iſt alles, was ihm fehlt", wiederholte Bröſamle mit einem ſeltſamen Lächeln.

„Vielleicht ſuchen Sie ihm eine", verſetzte ſie ſpöttiſch.

„Daran bin ich eben", lächelte er erzwungen und half ihr in den Kahn.

Als aber das Fahrzeug nun hinter der letzten Schilfzunge verſchwunden war, formte er die Hände wie zu einem Horn und rief über den Weiher hinweg und zum grünen Scheunenladen hinauf: „Laurokoles, Laurokoles!" Er rief ſo laut, daß der ganze See in Aufruhr geriet. Seine ganze wunderliche Laune, die eben genoſſene wunderlich ſelige Stunde, der ganze ſtrahlende, blau glühende Nachmittag, aber auch ſein ſeltſamer Traum und andre dunkle Dinge, dazu der Spott für einen eiferſüchtigen, alten Toren, kurz das ganze Inſelrätſel bis auf die Ferienſeligkeit der weißen Prämonſtratenſermönche, das alles und noch viel mehr war darin, vielleicht noch etwas wie ein insgeheimer Schwur, dieſe kühle, ſtolze Laura im Notfalle, gegen wen es auch war, zu ſchützen. —

Die nächſten Tage hing ein endlos grauer Himmel über der verſinkenden Inſel. Regen rauſchte in langen, ſchrägen Fäden in die Welt. Und Bröſamle war vollkommen abgeſchnitten von allem, was außerhalb des Eilands lebte.

An dieſen Tagen brachte der Wirt das Mahl wieder ſelber. Auch neuen Wein brachte er mit und ließ dann ſeinem wildverliebten Herzen freien Lauf. Nach einem kurzen Geplänkel mit Laura und einer abenteuerlichen Traumnacht voll tödlicher Eiferſucht aber entſchloß er ſich plötzlich, endlich einmal Entſcheidendes zu unternehmen.

Er beſuchte alſo angeblich den Wochenmarkt in der Stadt und befahl der ſchönen Laura, für heute den Gaſt auf der Inſel wieder zu verſorgen.

Er fuhr etwas ſpät weg und hatte es nun ſehr eilig. Er hatte einen kleinen, glatten, glänzenden Rappen mit weißen Ohrenſtulpen an der Deichſel des offenen, leichten Wagens. Es war ein vollglühender Sommertag und ſchon in den Morgenſtunden ungewöhnlich heiß. Auf dem luftigen Wägelchen jedoch wehte ein angenehmer, erfriſchender Hauch. Und wie im Fluge ging es nun über eine ſanft anſteigende Hügelſchwelle hinweg, an großen Gutshöfen vorbei, zu einem tiefblauen, runden kleinen Weiher, wo wieder ein paar mächtige Höfe und auch ein Gaſthaus ſtanden. Hier hielt der Wirt aus voller Fahrt ſo plötzlich an, daß es gleichſam gegen alle Geſetze ging und eigentlich irgendwie eine Fortſetzung darauf folgen mußte. Er ließ den kleinen, ſpiegelglatten Rappen ausſpannen, in den Stall führen und den Wagen in die Remiſe ſtellen. Dann trank er raſch ein paar Gläſer ſogenannten Tirolerwein und verabſchiedete ſich hierauf unter einem Vorwand.

Er schritt durch ein kleines Seitental über eine kleine Anhöhe zwischen angeglühten, hohen Kornfeldern hindurch zum flachen Wiesenland hinüber und auf den großen Weiher zu. In einer Wolke von Grasblütenstaub wanderte er am Weiherbachufer hin und kam schließlich auf einen feuchten, schwammigen Pfad, den außer ihm und vielleicht einigen wildernden Schlingeln wohl kaum eine Seele kannte. Er trug in einer grauen Pappschachtel drei lebendige Kreuzottern, die ihm der rote Martin aus dem Moor mitgebracht hatte, und die er alsdann zum Schein vor dessen Augen in einem steinbeschwerten Sack im Weiher versenkt und getötet hatte ... In Wirklichkeit hatte der Sack ein Stück von einem alten Seil enthalten.

„Das war sehr gut, daß es mir sogleich einfiel, wozu diese niedlichen Nattern im Notfalle etwa zu gebrauchen wären", lachte er grimmig vor sich hin, und sein breiter Mund unter der knolligen Nase schnitt tief in die fahlen, hängenden, fetten Wangen ein. Er hatte schon einmal ganz Ähnliches, vorerst allerdings noch in geheimster Seele, geplant gehabt. „Wenn ich die beiden beim Spiel ertappe, soll es ihnen bei Gott höllenübel bekommen." Er übersprang in einem gewaltigen Satz den hier allmählich sehr breiten Weiherbach. „Das wäre ja so was! Vor meinen verliebten, einfältigen Augen die Tugendhafte und ewig Unnahbare spielen und dann zum andernmal dem nächstbesten, hergeschneiten Lausaffen in die

Arme fallen! Es iſt nur gut, daß es noch Kreuzottern auf der Welt gibt und noch ganz andere Dinge!“ Er ſchritt an flimmerndem Wollgras vorbei über eine bemooſte, dicke Diele und ſtapfte durch hohes Schilf und Binſen zu einer kleinen Sandbankbucht, wo ein großes, altes Fahrzeug aus Einbaumszeiten unter Weidengebüſch verborgen lag. — Er hatte noch übergenug Zeit vor ſich. Er fuhr alſo langſam und lautlos, an langen, hohen Schilfwänden hin, dem waldigen Teil der Inſel zu. Hier ſtieg er, bis an die Bruſt im Waſſer, auf weichem Sand durch das Schilf an den Strand, bohrte die lange Ruderſtange mit wilder Wucht tief in den Grund, ſchob das alte Boot ins Röhricht hinein und band es zum Überfluß an der Stange feſt. Dann wählte er ſich am Strand eine Stelle aus, wo ihn außer dem Habicht in der Luft kein Auge zu erreichen vermochte, zog die Kleider aus, um ſie zu trocknen, und ſetzte ſich alsdann lauernd in die Sonne. Ab und zu glaubte er ein Geräuſch zu vernehmen, wie wenn im Luſthaus drüben Möbelſtücke vom Platz gerückt würden.

„Vielleicht ſtellt der verliebte Siedelmann nun ſeine Bettlade ins Freie. Warum auch nicht? Iſt er nicht ſozuſagen allein auf der Welt?“ Er lachte grimmig. Dann hörte man den Siedler außerhalb des Pavillons verträumt vor ſich hinpfeifen. Nun aber kam er geradeswegs in den Wald herab und ſang ſo frohſelig ins Blaue hinein, wie es eben nur ſo ein Einſiedler konnte.

„Ei, ei!“ Der Wirt richtete ſich halb empor. Über ſein fettes Geſicht lief ein grimmiges Zucken hin. Er lauſchte angeſtrengt. Was ſang der verträumte Mann denn da? Nun verſtand er jedes Wort:

„Wenn in der tiefen Nacht
Ein Traum dir Sterne ſchenkt,
Hab ich an dich gedacht,
Der ewig dein gedenkt.“

„Ei, ei, das kann ja luſtig werden!“

Nun hörte man lange nichts mehr. Allem nach war der Mann nun wieder im Pavillon, wohl um noch allerlei Vorbereitungen zu treffen.

Kurz nach zwölf Uhr aber vernahm man plötzlich Ruderklatſchen vom obern Weiher her. Das Geſinde war heute mittag auf der Heuwieſe im untern Ried, außer der alten Sabine war nun niemand mehr im Haus; vielleicht hatte Laura die Bude auch ganz zugeſchlagen. Der Wirt fuhr ſofort in ſeine Kleider, nahm die Pappſchachtel an ſich und ſchlich zwiſchen Wald und Schilf an das Inſelhäuschen heran.

Auf der Hinterſeite des Pavillons wucherte ein großer Buſch. Man konnte hier bequem und ungeſehen an der Mauer emporſteigen und auch Giftſchlangen durch die Löcher ſchlüpfen laſſen, wenn es nötig war, oder ſich aufs Dach ſetzen und durch die Dachluken dem Liebesſpiel unnahbarer, tugendhafter Herzen zuſehen, ganz wie einen die Luſt anwandelte.

Man konnte alles ausführen, was einem nur einfiel und konnte also auch wie das Jüngste Gericht über das süßeste Techtelmechtel herfallen und Lusthaus und Insel samt den seligsten Liebesleuten in alle Höllen hinuntertauchen und noch weiter! — Er hatte den Hut absichtlich am Strand zurückgelassen, aber daß er das Hemd anzuziehen vergessen hatte und also mit bloßer Haut in Hose und Joppe stak, merkte er jetzt erst. Grimmig lächelnd knöpfte er die Joppe zu.

„Der Wirt ist heut auf dem Wochenmarkt", plauderte Laura beim Einfahren. Sie trug ihren Sommerhut mit einem blauen, auf der Seite über den Rand hinabhängenden Band, der ihr, obwohl er alt und verblichen war, ganz unendlich gut stand.

„Ei, sieh da", sagte Brösamle. Er kniete auf dem Rasen und zog mit der Zange Nägel aus einer Latte. „Was gibt's denn heut Gutes zu essen?"

„Immer dasselbe", antwortete sie lachend.

Er stand auf und wiegte sich launig in der Sonnenluft. Sein Gesicht war stark gebräunt; seine Zähne flimmerten im Sonnenlicht. „Was tut denn der Wirt auf dem Wochenmarkt? Er hat mir gestern nichts davon gesagt."

„Was tut ein Wirt auf dem Wochenmarkt?" versetzte Laura verächtlich. „Wein trinken und eine unflätige Laune heimbringen."

„Er hat doch sein Heu auf der Wiese im Ried liegen", bemerkte Brösamle.

„Er hat auch einen Klee auf dem Bühl liegen;

aber das läßt ihn kühl; er hat zuviel Geld von ſeinen Eltern und der Gunſt der Zeit.“ Sie ſprang an Land und ſchloß: „Ich habe keine Luſt, ewig das gleiche Lied zu ſingen.“

„Haben Sie Ihre Erdbeeren eingekocht?“ frug er.

„Jawohl“, ſagte ſie.

„Ich habe ſchon wieder eine Portion gepflückt, und wenn ich gewußt hätte, daß Sie heute kommen, hätte ich noch viel mehr gepflückt.“

„Ich kann mir ja ſelber helfen; ich habe Zeit“, ſagte ſie munter.

„Einen halben Korb voll werde ich bereits haben“, erzählte er fröhlich und wiegte ſich wieder.

Sie ſtand im vollen Licht auf dem ſonngetränkten, bunten Raſen. Sie war ſtämmig, ſtolz und geſchloſſen von Wuchs wie ihr ganzes Weſen. Er hob den Blick faſt verlegen von ihr ab und trug nun den Korb in den Pavillon.

„Wollen Sie nicht einmal meine Behauſung etwas näher anſehen?“ ſagte er nun doch noch.

Sie kam lächelnd heran. Und das Weiße ihrer Augen war nun wieder wunderſam ſanft und rein, als ſie zu ihm aufſah. „Ich kann mir die Sache ſchon ein bißchen vorſtellen; das Mobiliar kenne ich ja bereits ... und das Häuschen ebenfalls.“

Aber nun war ſie doch überraſcht, als ſie den ſchmucken, hellen kleinen Raum betrat.

„Schade, daß der Wirt das Häuschen hat ſo herunterkommen laſſen; mit dem Geld, das er ver-

raucht und vertrinkt, könnte er sich alle paar Monate ein solches Lusthaus bauen. Womit haben Sie denn den Boden so schön gescheuert?"

„Der Wirt hat mir doch Scheuertuch und Bürste bringen müssen", lachte Brösamle ganz glücklich.

„Und gar gerahmte Bilder haben Sie aufgehängt."

„Ich habe einst ein bißchen malen gelernt, obwohl ich ja, wie Sie sehen, der reine Liebhaber bin; aber an Regentagen ist so ein bißchen harmlose Hauskunst ganz angenehm: das Einrahmen vollends habe ich erst hier gelernt." Er machte eine Pause. „Mein Nachtquartier befindet sich im obern Stock; vorgestern hat es mir allerdings etwas hereingeregnet, aber dieser Übelstand ist nun wohl für immer behoben. Getrauen Sie sich, hinaufzusteigen?"

„Warum nicht?" lachte sie freimütig und nahm den Hut ab.

Sie stiegen die geschweifte, alte Holztreppe hinauf.

Er ging voraus. Und da sie einen falschen Tritt tat, ergriff er ihre Hand.

„Nur keine Angst", bat er warm.

„Ich bin furchtbar ungeschickt; ich glaube, ich wäre rücklings hinuntergefallen, wenn Sie mich nicht noch erwischt hätten."

Er legte unwillkürlich den Arm um sie.

Sie litt es schweigend, und als sie nun oben in der Mansardenkammer im Licht standen, spielte etwas wie ein unaussprechlicher Schimmer in ihrem geschlossenen, herben, jungen Gesicht. Sie sah lächelnd

zu ihm auf, und wiederum traf ihn das wunderſam reine Weiß ihrer Augen.

„Ganz hübſch", meinte ſie und wollte nun eben einen halben Schritt tun, um durch eines der kleinen Manſardenfenſter zu lugen. Aber da floh ſie plötzlich mit einem ſchrillen Aufſchrei zurück: „Eine Kreuzotter!" ſtieß ſie hervor.

„Barmherziger Gott! und noch eine und wieder eine!" rief er aus.

Laura war im Begriff, ſich durch ein Fenſter aufs Dach zu retten, aber da ſank ſie mit neuem Entſetzen gelähmt zurück. „Der Wirt, der Teufel!"

Brösamle trug ſie entſetzt auf den Armen die Treppe hinunter.

Aber da ſtand auch ſchon wieder der großköpfige, ſteifohrige Wirt mit tiefgeteiltem, grinſendem Fleiſchgeſicht wie ein Spuk aus Vorweltszeiten in der weiten Tür.

„Der Laurokoles, der Teufel ſelber!" ſchrie Brösamle ihn an.

„Bitte, meine Teuren, mäßigt euch", fauchte der Wirt leiſe und grimmig. Dann zog er einen Revolver aus der Taſche und machte ſich ſchußfertig.

„Du Galgenlump, du Tier!" ſchrie Laura ihn an und warf ſich ihm entgegen. Aber da krachte ſchon ein Schuß und noch einer. Und ſie fiel dicht vor ihm in ſich zuſammen.

„Dich, Brösamle, will ich deines Kindes wegen am Leben laſſen; ſaug dir alſo deine Bißwunden

aus; ſieh, ich hab dir ſogar etwas Verbandszeug mitgebracht, und fahre nun raſch im Kahn ans Land und laß dir den Doktor holen", erklärte der Unhold höhniſch. Dann warf er ein grimmig lächelndes Auge auf die regungslos am Boden liegende Laura. „Ich hab's immer gewußt, daß es noch ſo kommt", ſagte er heiſer. Dann entlief er, rannte wie ein Wahnſinniger durch das Inſelwäldchen zu ſeinem Einbaum, ſtieß mit langer Stange vom Strand ab und ſchoß ſich alsdann mitten im Weiher, auf dem Bootsrand ſitzend, eine Kugel in den Kopf. Dumpf und noch lange nachgurgelnd fiel der entſeelte, rieſige Körper ins Waſſer. —

„Du warſt trotz Frau und Kind die einzige, die ich je geliebt habe, du Reine, du Stolze, du Herrliche", klagte Bröſamle und küßte der Toten die Stirne. „Du wärſt die erſte geweſen, die ich ganz anders als alles Bisherige geliebt hätte, ganz anders noch als mein armes Kindlein und mich ſelber."

Als er dann mit der Toten im Kahn landwärts fuhr, begegnete er hinter einer Schilfzunge dem leeren Vorweltsboot des Laurokoles; die lange Stange, ſein Hut und ſeine Joppe lagen darin ... richtig und der Schuß vorhin ... Vielleicht gab es alſo tatſächlich einen Laurokoles. —

„Wenn Ihr ebenfalls eine Piſtole bei Euch gehabt und dem Wirt den verruchten Schädel zerſchmettert hättet, wäre auch die ſchöne Laura noch am Leben; ich habe nämlich den Ottern das Gift

genommen", erzählte der rote Martin, der über Mittag bei der alten Sabine in der Stube geſeſſen und Bier getrunken hatte. „Das tu ich immer, wenn ich ſo ein Geſchenk mache."

„Wenn...," dachte Bröſamle todwund, „wenn Gott ſelber den Laurokoles nicht zwingen will, wie hätte ich ihn zwingen ſollen?"

Ende

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Von Wilhelm Schuffen sind ferner erschienen:

Vinzenz Faulhaber. Ein Schelmenroman. 7.—9. Auflage. Gebunden M 7,50.

Ludwig Finckh, Gaienhofen, in den **Propyläen, München:** „... Glücklich ein Herz, das lachen kann, daß man es durch die gedruckten schwarzen Buchstaben hindurch hört. Man schlägt das Buch zu und lacht, und dabei gehen einem ein paar Gedanken im Kopf herum, daß es im Grunde ein verdammt ernsthaftes Buch ist, frisch und kräftig, beinahe spröd, ein unverschämt gutes Buch. Der Mann hat das Volkstümliche in sich und trifft den rechten Ton, und ob er nun Schuffen heißt oder nicht, er gehört dem Volk, und man darf seinen Namen nennen. Es tut uns so not, einmal wieder einen rechten Humoristen zu haben, von der kantigen Art Friedrich Theodor Vischers, der kein Blatt vor den Mund nimmt, ungeziert und ungekünstelt redet und doch ein Kunstwerk schafft ...“

Meine Steinauer. Heimatgeschichte. 3. Auflage. Gebunden M 10,—.

Berliner Tageblatt: „... Ein Erzeugnis echt schwäbischer Bodenständigkeit, und der Verfasser schwelgt in volkstümlichen Kraftausdrücken und Kosewworten. Aber unter der derben Hülle, unter dem Schalksnarrengewand schlägt ihm ein von jener Menschenliebe glühendes Herz, die zwischen äußerem Flitter und echten Lebensgütern reinlich zu scheiden weiß.“

Johann Jakob Schäufeles philosophische Kuckuckseier. 4. und 5. Auflage. Leinenband M 9,—.

Iserlohner Kreisanzeiger und Zeitung: „Wo ich das köstliche Büchlein auch aufschlagen mag, überall schaut mich das liebe Gesicht eines jener seltenen Menschen an, deren Blick segnet.“

Medard Rombold. Roman. 2. Auflage. Gebunden M 10,—.

Die Bergstadt, Breslau: „Die Charakterzeichnung Medards sowie der sämtlichen übrigen, nicht wenigen Personen ist vorzüglich klar geschaut, tiefschürfend erfaßt und sorgfältig ausgeführt. Auch die Handlung rollt sich flott und fesselnd ab. Und überall guckt einen der Menschenkenner und -liebhaber kühn und gewinnend an!“

Der verliebte Emerit. Roman. 3. Auflage. Pappband M 7,50, Leinenband M 9,50.

Tägliche Rundschau: „... Schuffen hat den Nachdruck auf das leise Lachen gelegt, das mit dem Wehgefühl zugleich aus solcher Altersluft aufsteigt, und hat so eine köstliche Erzählung gegeben, die in ihrer ungesuchten Handlung und dem schlicht epischen Vortragston bestes Schriftgut ist. Alle seelischen Mißklänge lösen sich befreiend auf.“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Haus Mollenkopf. Erzählung. 2. Aufl. Gebunden M 7,50.

Frankfurter Zeitung, Frankfurt: „... Die Episode dieses Buches ist mit farbig gezeichneten Anekdoten durchsetzt, die herb und humorig sind, wie es die Art dieses trefflichen Erzählers — aber stärker als diese Zwischenspiele, die den Weg der Fabel anrainen, stärker als die Erfindung selber ist die Gestalt des Vaters Mollenkopf. Ein Heldentum des Verzichts und der ungebrochenen Vaterliebe, die Weichheit einer Seele, die in grober Tagesarbeit den Ausblick auf das Irgendwo der Weite sich nicht zubaut, das ist in diesem Buch völlig schlicht, ohne Sentimentalität und Verzierung, mit prachtvoller Eindringlichkeit gezeichnet."

Höschele der Finkler und andere heitere Erzählungen. 4. bis 7. Tausend. Pappband M 7,50, Leinenband M 9,50.

Vossische Zeitung, Berlin: „Wilhelm Schussen, der erzählungsfrohe Schwabe, wirkt durch den überlegenen, immer gutmütigen Humor des Beobachters aus halbbäuerlichem Kleinstadtwinkel. ‚Höschele der Finkler' ist ein reiches Kabinett kleiner, herzlich-sinnig gemalter Schicksale."

Der Rote Berg. Roman. 1. bis 5. Tausend. Pappband M 9,—, Leinenband M 12,—.

Württemberger Zeitung, Stuttgart: „Der Roman ist ein jubelnder Hymnus voll geheimnisvoller Naturmystik und romantischer Sagen- und Traumstimmung, ist ein Schwelgen in ahnungsreich rotglühenden Beleuchtungswirkungen, in wild aufzüngelnden Feuersbrünsten des Gefühls."

Erste Liebe. Erzählungen. 1. bis 4. Tausend. Feiner Halbpergamentband M 11,—.

Literarisches Echo, Berlin: „Dieser Schwabendichter hat in und mit Erfolg sein vierzigstes Jahr hinter sich gebracht. Denn gleich sein erstes Buch „Vinzenz Faulhaber" erhielt im Ländchen und draußen begeisterte Anerkennung, die sich bei den folgenden immer neu verstärkte und verbreiterte. Und zugleich vertiefte und veredelte sich der Dichter mit jedem seiner Werke. War er zuerst eine Art Spezialität gewesen in seinem schwäbischen Humor, seiner derben Ausdrucksweise, so ist er nun ganz und gar ein Meister geworden, dem rauhe und milde Töne gleicherweise zu Gebote stehen und der sie zu nutzen weiß als Ausdruck für reifstes Weltgefühl."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Heimwärts. Gedichte. Gebunden M 8,—.

Die Post, Berlin: „Ansprechende, warme Töne schlägt Schuffen in diesen einfachen, aber gerade deshalb höchst wirkungsvollen Gedichten an. Es liegt über allen Versen ein Heimkehren in das ruhende Innere einer abgeklärten tieferen Persönlichkeit, der die Welt kein unverstandenes, noch zu überwindendes Wirrsaal ist, sondern die aufging in einem versöhnenden, frohen und gütigen Gleichklang mit den vielen Schönheiten des Daseins."

Das war mein Gang. Neue Gedichte. Gebunden M 18,—.

Durch Schuffens Dichtungen spricht, sinnt, glaubt und hofft gewissermaßen das ganze Schicksal Deutschlands. Es ist ein Gefühl leiser Wehmut und doch ein köstliches Gefühl, mit seinen eigenen Gedanken von so einem starken Strom allgemeiner menschlicher Erlebnis getragen zu werden.

Bei **Eugen Salzer in Heilbronn:**

Gildegarn. Roman. Geheftet M 3,—, gebunden M 6,—.

Freund Huchler schreibt. Nachklänge zu J. J. Schäufeles philosophische Kuckuckseier. M 3,—.

Bei **F. A. Perthes A.-G. in Gotha:**

Leutnant Vollmar erzählt. Eine Geschichte für die Jugend. Gebunden M 2,60.

Bei der **Lintzchen Buchhandlung und Verlagsanstalt in Trier:**

Im großen Jahr. 1.—3. Auflage. Kartoniert M 1,20.

Der geadelte Steinschleifer. Erzählungen. 4.—6. Auflage. Kartoniert M 1,20.

Bei **Hermann Hillger in Berlin:**

Das Herz der Orgel. Erzählungen. (Kürschners Bücherschatz; in Vorbereitung.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Walther Burk, Der Herr der Reichenau.
Historischer Roman vom Bodensee. Halbleinenband M 18,—.

Stuttgarter Neues Tagblatt: „... Rasch hat Walther Burk seinem erfolgreichen „Vogt von Hornberg" einen zweiten geschichtlichen Roman ähnlichen Gepräges nachgesandt, der noch feiner ausgearbeitet ist und poetisch höher steht. Burk versteht sich auf die Kunst, die alten Chroniken lebendig werden zu lassen. Einen besonderen Reiz übt die liebevoll gezeichnete landschaftliche Szenerie aus: welchem Schwaben oder Alemannen schlägt nicht das Herz höher, wenn ihm von kundiger Hand die lieblichen Gestade des Bodensees vor die Augen gezaubert werden."

Ludwig Diehl, Suso. Der Roman eines deutschen Seelenmenschen. Halbleinenband M 30,—.

Hamburger Nachrichten: „... Die Gestalt des geist- und wortgewaltigen großen Mystikers Heinrich Seuse steht im Mittelpunkt dieser reichen und innerlichen Erzählung. Nach langen Jahren des Begrabenseins, der Kasteiung im Kloster am Bodensee gelangt Suso zum Erleben des einfach Menschlichen: er lernt die Liebe zur Natur, die Liebe zu einem Hunde, die Liebe zu einem Freund, die Liebe zu einem Kind und die Liebe zu einer Frau kennen. Entzückend ist sein Verhältnis zu dem kleinen Kinde gezeichnet, voll zartester Stimmung sein Liebeserleben, in dem immer die Sehnsucht erhalten bleibt. Über Seelisches, über Kunst, über Gott und Tod werden schöne, seltene Worte gesagt. Ergreifend, frohmachend steht diese im Nachempfinden zu hellstem Leben erweckte Gestalt eines ‚deutschen Seelenmenschen' vor uns."

Helene Christaller, Verborgenheit. Erzählung. Feiner Halbleinenband M 25,—.

In dieser zur seelischen Einkehr gemahnenden Erzählung schwingt die tiefe Sehnsucht unserer Zeit nach einfachem tätigen Leben, nach Verbundenheit mit der Natur, nach Gemeinschaft und Liebe zwischen Mensch und Mensch.

Marie M. Schenk, Die Bäuerin an der Staig.
Erzählungen. Feiner Halbleinenband M 20,—.

Geschichten, die wie Lebensberichte anmuten. Nicht die sentimentale verzuckerte Bauerndarstellung, sondern ein habhafter Realismus hat hier die Feder geführt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Princeton University Library
32101 066393990